Die Zukunft.

Berlin, den 21. September 1901.

Deutsche Sozialreform.

An ihren Werkzeugen haben sich die Menschen der Kulturzeit gleichsam verlängerte und verfeinerte Organe geschaffen; so sind Teleskope verlängerte, Mikroskope verfeinerte Augen; so ist das Telephon der verlängerte, das Mikrophon der verfeinerte Gehörssinn. Auge und Gehör stehen jedoch wieder im Dienst des Geistes, den sie zwar wecken und schärfen, der aber die Herrschaft über sie übt. Aehnlich verhält es sich mit der gesammten technischen Kultur; sie steht im Dienste des leitenden Kopfes. Nicht nur der Buchstabe, auch der starre technische Mechanismus tötet; erst der Geist ist es, der belebt. Daraus folgt, daß der Weltverkehr zwar aus seinem Schoß, wie ein Weltrecht, eine Weltsitte und eine Weltliteratur, so auch eine Weltpolitik gebären muß; aber innerhalb dieser Weltpolitik wird die Leitung stets dem tüchtigsten Kopf, dem energischsten Willen und der glücklichsten Initiative vorbehalten bleiben. Das Alles aber sind Eigenschaften, die nicht der Masse, sondern nur einzelnen Persönlichkeiten eignen; und deshalb wird Weltpolitik immer von großen Persönlichkeiten gemacht werden müssen. Ohne Umwälzungen des Verkehrs, wie sie der technische Fortschritt bedingt, gäbe es aber auch keine soziale Frage, wenigstens nicht in ihrem heutigen Umfang. Gewiß: an Sklavenaufständen hat es unter den Gracchen in Rom eben so wenig gefehlt wie an Bauernaufständen im Deutschland der Reformation. Auch damals handelte es sich in gewissem Sinn um soziale Fragen; aber es war nicht die soziale Frage, die uns heute aus allen Gegenden der Windrose entgegentönt. Denn dort handelte es sich um Sklaven, Hörige, Barschalke oder sonstige Halbfreie, bei uns aber um freie Bürger. Und so habe ich denn der unser Zeitalter bewegenden sozialen Frage folgende Fassung gegeben: Unter welche Bedingungen

soll das Zusammenleben und Zusammenwirken wirthschaftlich und kulturell vorgeschrittener Individuen und sozialer Gruppen gestellt werden, damit die zu schaffende gesellschaftliche Organisation sich in einem alle Glieder dieser Gesellschaft möglichst zufriedenstellendem Gleichgewicht befinde?

Der technische Fortschritt hat nicht nur eine durchgängige Erleichterung des Verkehrs ermöglicht, sondern dem Menschen des neunzehnten Jahrhunderts auch eine größere Beweglichkeit angezüchtet. Das träge Haften an der Scholle hat aufgehört. Die nächste Folge jener ungeheuren Verkehrserleichterungen, wie sie Dampfschiffe und Eisenbahnen gewähren, ist eine moderne Völkerwanderung. Ganze Menschenströme ergießen sich in die Städte oder gar in das vermeintliche Dorado, in die „neue Welt". Je jungfräulicher und ergiebiger sich aber der urbar gemachte Boden Amerikas erweist, desto größere Schaaren werden herangelockt. Gerade die seßhafte Bevölkerung, der Ackerbürger, geräth, durch die Nachrichten seiner Angehörigen gestachelt, in ein Wanderfieber, das ansteckend wirkt. Die Billigkeit und Raschheit des Menschen- und Waarentransportes fördern die Reiselust. Das Paßsystem wird durch die Wucht dieser Thatsachen wie von selbst durchbrochen. Die Freiheit zum Auswandern für Alle, die den militärischen Pflichten gegen das Vaterland genügt haben, findet ein Korrelat in der Freizügigkeit nach innen. Denn was dem Auswandernden gewährt wird, kann dem daheim Gebliebenen nicht versagt werden. Die moderne Verkehrstechnik hat die Freizügigkeit wie mit der Gewalt eines Naturgesetzes aus sich heraus erzeugt. Blitzzüge, die nach Sekunden rechnen, vertragen keine Paßschranken, die Stunden rauben. Die immanente Logik des modernen Verkehrs hat daher wie mit Sturmeswehen alle gesetzgeberischen Reisehindernisse hinweggefegt. In den asiatisch regirten Theilen Europas freilich, in der Türkei und in Rußland, ist diese wirthschaftliche Logik noch nicht zum Durchbruch gelangt. Das beweist nur, daß diesen Regirungen die Revolutionen noch bevorstehen, die wir schon hinter uns haben.

Mit der durch die neueren Verkehrsformen bedingten Freizügigkeit ist die heutige Fassung der sozialen Frage eng verwachsen. Denn die Freizügigkeit hat das ungeheure Wachsthum der Städte auf Kosten des Landes ermöglicht, das Entstehen von Industriecentren begünstigt und so in zwei Generationen einen ganz neuen Arbeitertypus geschaffen, den das vormärzliche Deutschland kaum gekannt hat: den Industriearbeiter. Dieser neue Arbeitertypus aber bietet uns die Schattirung der sozialen Frage, die unser Zeitalter kennzeichnet. Denn der Industriearbeiter muß sich zu einer höheren Stufe von Intelligenz emporarbeiten als der Landarbeiter, um seinen Pflichten gewachsen zu sein. Der Industriearbeiter, der höhere zumal, muß mit Gesetzen des Hebels vertraut und jeden Augenblick auf seiner Hut sein;

sonst wird er von der Maschine erbarmunglos zermalmt. Das schärft seine Aufmerksamkeit, weckt seine ganze geistige Energie. Die Maschine treibt die Menschen viel kräftiger zum Beschleunigen der geistigen Funktionen als der Pflug. Der Pflug mag für das Muskelsystem gesünder sein; die Maschine aber ist dem Ausbau des Nervensystems förderlicher. Und wie es ein Naturgesetz ist, daß sich Funktionen Organe schaffen, so bildet die Beschäftigung mit der Maschine vornehmlich jenes Organ aus, das dabei die wichtigsten Dienste verrichtet: das Gehirn. Denn zum Pfluge gehört nur die Hand, zur Maschine in erster Linie der Kopf. Die ständige und einseitige Beschäftigung der Hand macht stumpf, die des Kopfes reizbar, nervös, intelligent. Man mag das Alles bedauern: zu ändern ist es nicht. Und daraus folgt, daß wir der veränderten Technik, dem neuen Verkehr, der Maschine einen neuen Arbeitertypus verdanken: den nervösen, unruhigen, intelligenten Industriearbeiter.

Die Hand ist leichter zu lenken als der Kopf; denn die Hand reagirt nicht auf Gründe, sondern auf blinde Muskelkraft, der Kopf aber will Gründe haben. Der Hand kann man befehlen, dem Kopf muß man erklären. Genau so verhält es sich mit Pflugarbeitern und Industriearbeitern. Jene sind leichter zu leiten, weil ihr Nervensystem träger funktionirt; hier genügt ein barscher Befehl, Lungenkraft, — und sie gehorchen blindlings, wie die Hand, wenn der Kopf befiehlt. Daher die Macht des Gutsinspektors über seine Taglöhner, des Gutsbesitzers über sein Personal, des Bauern über sein Gesinde. Hier entspringt alle Autorität der Furcht, also einem dumpfen Instinkt, nicht der klaren Einsicht. Von dem gelernten Industriearbeiter verlangt sein Brotherr Fachkenntnisse, technische Fertigkeiten, Aufmerksamkeit, lauter intellektuelle Funktionen. Intellekt und Kadavergehorsam sind mit einander nicht zu vereinen. Fordert man nun die erfreulichen und werthvollen Funktionen des Intellektes heraus, so muß man die minder erwünschten mit in den Kauf nehmen. Dazu gehört das Nachdenken über die eigene wirthschaftliche Lage, die Aussprache mit gleichdenkenden Genossen, das Lesen volkswirthschaftlicher und philosophischer Schriften, der Austausch von Meinungen zunächst in der Fabrik selbst, endlich und insbesondere das politische Debattiren in Vereinen und Versammlungen. Auf dem Lande, wo die Bevölkerung dünn bleibt und zerstreut lebt, ist dieser Austausch von Gedanken, selbst wo solche vorhanden sind, schwer zu erreichen. So reiben und wetzen denn die Industriearbeiter ihre Intelligenzen täglich an einander. Das trägt nicht wenig zum Ausbau und zur Verfeinerung ihres Nervensystems bei, zumal der Intellekt jenen Feuersteinen gleicht, die erst bei gegenseitiger Reibung Funken sprühen. Diese Intelligenz der Industriearbeiter aber brauchen wir, um im Wettbewerb auf dem Weltmarkt siegen zu können.

Denn auf dem Weltmarkt der Industrieprodukte zählen nicht die Hände, sondern die Köpfe. Nicht die zwölfhundert Millionen von Händen, über die Rußland und China verfügen, beherrschen den Weltmarkt, sondern die zweihundert Millionen Köpfe unseres westeuropäisch-amerikanischen Kulturkreises. Nur Hände lassen sich despotisch regiren, nicht aber Köpfe. Deshalb mag auch für östliche Kulturen die absolutistische Regirungform noch lange die angemessene sein, während sie in der westlichen Kultur, die sich aus denkenden Köpfen zusammensetzt, längst unmöglich geworden ist. Es ist aber auch ein ganz anderer Reiz, an der Spitze eines Volkes von denkenden Köpfen zu stehen, denen man nicht despotisch befiehlt, sondern vernünftig erklärt, als eine Schafherde anzuführen, die mit dumpfem Instinkt dem Stabe des Hirten folgt. Zum Behüten von Leichnamen reichen Intelligenz und Thatkraft eines Kirchhofaufsehers vollkommen aus; aber dem Garderegiment des Menschengeschlechts kann nur ein Feldmarschall befehlen. Wenn demnach alle der westlichen Kultur angehörenden Völkerstämme vom Absolutismus zum Konstitutionalismus übergegangen sind, so ist Das kein Zufall, wie es denn überhaupt im Völkerleben keine Zufälle giebt. Was wir so nennen, ist nur, um das bekannte philosophische Schlagwort anzuwenden, ein asylum ignorantiae, ein Asyl unserer Unwissenheit. Hinter dem bequemen Ausfluchtpförtchen „Zufall" verbergen wir unsere Unkenntniß der geschichtlichen Zusammenhänge. Sache der denkenden Köpfe ist es nun aber, diese Zusammenhänge aufzudecken, den Rhythmus in der Geschichte ausfindig zu machen. Da finden wir denn das Gesetz: Für einseitige Muskelmenschen (Ackerbürger, Viehzüchter, Fischer- und Jäger-Völker) ist der Absolutismus die adäquate Regirungform; für fortgeschrittene Nervenmenschen hingegen, für den neuen Arbeitertypus, ist die konstitutionelle Regirungform die angemessene. In dem selben Maß nun, wie die westlichen Kulturvölker vom Pflug zur Maschine, von der Handarbeit zur Kopfarbeit und vom Nahverkehr zum Fernverkehr übergegangen sind, haben sie auch ihre Regirungformen nach der Seite konstitutioneller staatlicher Institutionen verschoben. Kinder bedürfen eben einer anderen Erziehung als Erwachsene, Männer einer anderen als Frauen, Kraftmenschen einer anderen als Schwächlinge, endlich Köpfe einer anderen als Hände. Der Idealfürst ist nichts Anderes und soll nichts Anderes sein wollen als der Erzieher seines Volkes, als die Verkörperung der nationalen Ideale. Setzt sich nun ein Volk, wie das deutsche, hauptsächlich aus Intelligenz und Thatkraft zusammen, so wird es in seiner obersten Spitze diese Eigenschaften zum symbolischen Ausdruck bringen müssen. Und gerade die deutsche Nation mit ihren von Hause aus centrifugalen Grundinstinkten, mit ihrem starken germanischen Drang nach Freiheit, also nach Persönlichkeit, mit ihrem unaufhebbaren Gegensatz von Nord und Süd, von ostelbischer Landwirthschaft und

rheinischer Industrie, mit ihrem untilgbaren Rest von Kleinstaaterei und dynastischen Rivalitäten, mit ihrer bunten Mannichfaltigkeit von Konfessionen und besonders an der Peripherie des Landes verfänglichen Nationalitäten (Franzosen, Polen, Dänen): gerade dieses Deutsche Reich bedarf wie kein anderes Land einer obersten Einheitformel. Mögen kleinere Länder von anders gearteten Traditionen mit einer republikanischen Verfassung und dem schwachen, weil wechselnden Symbol eines Präsidenten sich begnügen können, so beweist Das für ein Land von 56 Millionen Menschen, im Herzen Europas, eingekeilt zwischen rivalisirenden Großstaaten, von der Natur mit ungünstigen Grenzen ausgestattet, also auf den militärischen Typus geradezu angewiesen, ganz und gar nichts. Ohne das eisenfeste Band einer starken Erbmonarchie, eines in kräftigster Männlichkeit sich offenbarenden deutschen Kaiserthumes wäre der Bestand der deutschen Nation gefährdet. Ein schwächliches Kaiserthum könnte über Nacht zerstören, was ganze Generationen unter Führung Wilhelms und Bismarcks mühsam genug aufgebaut haben.

Der neue Arbeitertypus nun, wie ihn Deutschland erst seit seinem Uebergange zum Industriestaat herausgebildet hat, zwingt die Machthaber, ihn als besonderen und schwerwiegenden Faktor in der Gestaltung der deutschen Zukunft anzuerkennen. So lange Deutschland reiner Agrarstaat war, kam man mit patriarchalischen Institutionen oder dem aufgeklärten Despotismus von der Farbe Friedrichs des Großen leidlich aus. Landarbeiter ertragen eine Regirungform Jahrhunderte lang, die Industriearbeiter kein Jahrzehnt dulden. Die modernen Revolutionen sind von den Industrieländern ausgegangen. Die Franzosen haben das Revolutioniren erst von den Engländern gelernt und später die Deutschen gelehrt. Industriestaaten mit starker städtischer Bevölkerung, die den Uebergang vom Muskelmenschen zum Nervenmenschen schon vollzogen haben, fordern eine andere Regirungform als reine Ackerbauländer. Das nationale Problem der Gegenwart spitzt sich also dahin zu, dem Industriearbeiter die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des nationalen Staates beizubringen. Denn auch dieser neue, differenzirte Arbeitertypus bedarf einer einheitlichen Lenkung. Je zahlreicher die einzelnen Glieder eines staatlichen Organismus sind und je intensiver sie einander entgegenstreben, wie es bei den deutschen Stämmen mit ihren stark entwickelten Persönlichkeiten der Fall ist, um so gebieterischer macht sich die Nothwendigkeit geltend, diesen gegensätzlichen Elementen eine einheitliche Signatur aufzuprägen, ihnen generell giltige Verhaltungformen und Ideengänge vorzudenken und vorzuhandeln. Den neuen Arbeitertypus zu nationalisiren: Das scheint mir die Hauptaufgabe einer innerdeutschen Reformpolitik.

Ein Blick in die soziale Bewegung unserer Zeit belehrt uns darüber, daß die Beseitigung des Sozialistengesetzes die einst gehätschelte Lieblings-

idee einer sozialistischen Revolution nicht etwa gefördert, sondern im Gegentheil vereitelt hat. Die heutige deutsche Sozialdemokratie ist mit der der achtziger Jahre nicht mehr zu vergleichen. In einem einzigen Jahrzehnt haben sich, wesentlich durch offene Aussprache und einander abschwächende Argumentationen, die wilden Revolutionäre zu zahmen evolutionären Politikern „gemausert". Dieser Prozeß ist psychologisch nicht nur begreiflich, sondern für Jeden, der die soziale Psychologie kennt, geradezu eine Nothwendigkeit. Gefährlich sind Ideen nur, wenn sie unwidersprochen bleiben, zum Glaubenssatz erstarren und dann als gangbare Münze ungeprüft von Hand zu Hand gehen. Geheime Sekten sind gefährlich, offene Bekenntnisse nicht. Erst die offene Aussprache macht die Kritik möglich. Wenn nun aber eine solche offene Aussprache staatlich verwehrt und mit polizeilichen Kleinmitteln gewaltsam unterdrückt wird, dann glaubt die urtheillose Menge unfehlbar, man fürchte die Wahrheit und deshalb halte man sie nieder. Und so gelangen allgemach logisch falsche Ideen zu einem Kredit, den sie schon bei flüchtiger Prüfung nicht finden könnten.

Unsere Gesellschaftordnung ist, aller Unvollkommenheit, wie sie ja den menschlichen Institutionen nothwendig anhaften, ungeachtet, so stark und so gesund, daß man die Kritik der radikalen Sozialisten nicht nur nicht zu scheuen braucht, sondern sie geradezu herausfordern müßte. Wir hätten nur dann Etwas zu fürchten, wenn unsere Gründe schlechter wären als die des Radikalismus. Da Dem nicht so ist, da vielmehr unsere Gründe ungleich gewichtiger, einleuchtender und vor dem Forum von Vernunft und Geschichte gerechtfertigter sind als die des Radikalismus, so liegt es in unserem eigenen Interesse, mit offenem Visier gegen ihn zu kämpfen. Revolutionen sind immer in geheimen Konventikeln ausgeheckt, nie in offener Rede und Gegenrede beschlossen worden. Gerade die Sekten vertragen das Scheidewasser der Kritik am Wenigsten. Ihre Lebenselemente sind Verfolgung von außen, instinktiver Zusammenschluß aller Verfolgten, blindes Anbeten ihrer Märtyrer und äffische Nachahmung von Handlungen, die zum Märtyrer stempeln. So lange die Sozialdemokratie staatlich unterdrückt war und deshalb die Tendenz zeigte, zur politischen Sekte zu erstarren, war sie gefährlich. Hätte man das Sozialistengesetz erneuert, so hätte das sozialdemokratische Parteiprogramm sich zum religiösen Dogma verhärtet und die Sektirer, die auf dieses neue Dogma schwören, wären begeistert für ihren Glauben in den Tod gegangen.

Seit dem Fall des Sozialistengesetzes haben die Sozialdemokraten aufgehört, eine geheime politische Sekte zu bilden, und angefangen, sich zu einer ernsten politischen Partei zu entwickeln. Sobald aber der Sozialismus ans Tageslicht rückt, verliert er seine geheimnißvoll werbende Kraft. Denn bei öffentlichen Diskussionen wird nicht Leidenschaft gegen Leidenschaft, sondern Argument gegen Argument ausgetauscht. Man soll den Sozialisten ruhig

ihre Programme lassen: sie werden sich schon selbst widerlegen. Wenn sie erst ihre eigenen Meinungverschiedenheiten, die ja bei so vielen Köpfen unausbleiblich sind, zum öffentlichen Austrag bringen, werden sie zerfallen und sich in eine Reihe von Gruppen spalten. Was die staaterhaltenden Parteien in der Bekämpfung leisten, trägt nur zur Stärkung des Radikalismus bei, weil die gemeinsame Verfolgung ein einigendes Band von unzerreißbarer Stärke bildet. Läßt man den Radikalismus gewähren, so bröckelt er mit der Zeit von selbst ab. Im Sozialismus entsteht eben, wie das Beispiel Frankreichs lehrt, wieder ein konservatives und ein radikales Element. Und die letzten sozialistischen Parteitage haben ja gezeigt, daß der Sozialismus in Deutschland vor einer Spaltung steht. Eine deutsche Reformpolitik muß den Sozialismus durch den Sozialismus schlagen. Was die staaterhaltenden Parteien mit Gewalt nie fertig bringen werden: die Sozialisten, wenn man ihnen nur Freiheit der Aussprache gewährt, werden es selbst besorgen. Eine weise Regirung, die kein höheres Ziel kennt als die innere Festigung der Nation, wird daher nach innen Milde walten lassen. Durch brüsken Zwang waffnet, durch geduldige Ruhe entwaffnet man die Sozialdemokratie.

Dabei ist noch zu bedenken, daß alle Gewohnheit abstumpft. Nur das Neue, Verblüffende, Sensationelle reizt. Was täglich, stündlich, Jahrzehnte hindurch vorgeleiert wird, verliert nach und nach seine Wirkung. So wird uns die prickelndste Melodie unerträglich, wenn der Leierkastenmann sie uns vorspielt. Genau so ergeht es politischen Melodien: auch sie zünden nur, so lange sie neu sind. So lange nun die Lehre vom „großen Kladderadatsch"' von der bevorstehenden Auftheilung, von der sozialen Revolution als neue Offenbarung, als soziale Apokalypse im Flüsterton heimlich von Mund zu Munde ging, übte sie auf die gläubige Menge eine berauschende Wirkung. Alle Mühsäligen und Beladenen sehnen sich nach Erlösung und hoffen auf einen Messias. Einmal aber kommt die Stunde, wo der angebliche Messias als Falschspieler entlarvt wird; und dann ist es um seine suggestive Macht geschehen. Diese Stunde kam, als sozialistische Führer im Parlament erklärten, der „große Kladderadatsch" werde gar nicht oder erst in Hunderten von Jahren eintreten. Das Volk will panem et circenses, — aber sofort. Was in Jahrhunderten geschehen wird, ist ihm mehr oder minder gleichgiltig. Ist die Lehre vom „großen Kladderadatsch" erst zur Leierkastenmelodie herabgesunken, dann: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein." Und dahin kann es die reichsdeutsche Reformpolitik bringen. Die Empörung darüber, daß man das Volk mit Versprechungen einer nah bevorstehenden Umwandlung des Deutschen Reiches in ein sozialdemokratisches Eden nur gehänselt, wissentlich oder unwissentlich genasführt habe, wird die Massen schnell ernüchtern. Und dieser kritische Moment ist nicht mehr fern. Die Schaar der

blinden Anhänger, der sozialistische Haufe, beginnt bereits, gegen seine Führer im Geheimen zu rebelliren. Diese Führer beschwichtigen ihre immer ungeduldiger werdenden Anhänger zunächst mit der Vogelscheuche der Gewaltpolitik, die gegen sie angeblich unternommen werden soll. Wird aber auch diese Vogelscheuche als ein Gebild aus Stroh und Leinwand erkannt, beginnt das Volk, einzusehen, daß nicht die Politik der Gewalt, wie seine Führer ihm einreden wollen, sondern die Politik der Milde, der sozialen Reform im Innern des Reiches befolgt wird, — dann ists mit dem Latein der sozialdemokratischen Führer zu Ende. Die staatliche Reformpolitik verspricht weniger als die Agitatoren für eine kommende Zeit, aber sie hält dafür desto mehr in der Gegenwart, weil sie — und nur sie — heute die Macht dazu hat. In dem Augenblick aber, da man dem Radikalismus einen nationalen Sozialismus gegenüber stellen kann, ist die unheimliche Macht der Führer und Schürer gebrochen und für das Deutsche Reich beginnt eine neue politische Aera. Durch eine nationale Reformpolitik könnte man jetzt das Herz des deutschen Arbeiters wiedergewinnen und die Sympathie, die den Arbeiterführern zu entschwinden droht, dem nationalen Staat sichern.

Gerade weil wir die intelligenteste Arbeiterschaft der Welt haben, wird sie, richtig geleitet, weniger gefährlich sein als jede andere Sozialdemokratie. In der Regel sind nur Unwissende und Flachköpfe fanatisch, Wissende selten. Denn die Intelligenz ist Gründen zugänglich. Wo man aber mit den Waffen der Logik ausreicht, sollte man alle anderen verschmähen.

Hat die Maschine den deutschen Arbeiter vom Muskelmenschen zum Nervenmenschen umgestempelt, indem sie ihn durch Heraustreiben höherer Seelenfunktionen nach und nach vergeistigte, so wird die soziale Krankheit, an der das Deutsche Reich augenblicklich noch leidet, nur auf homöopathischem Wege vollkommen geheilt werden können. Der Geist kann immer wieder nur durch Geist und nicht durch die plumpe Faust bezwungen werden. Mag die Machtpolitik nach außen gerechtfertigt sein: der geistig vorgeschrittene deutsche Industriearbeiter braucht und verträgt die Knute nicht. Das Rezept lautet daher: Stellen wir dem internationalen, radikalen Sozialismus einen nationalen Sozialismus entgegen, den Geist der Versöhnung dem Geist des Aufruhrs, die Macht der Ohnmacht und geben wir da greifbare Thaten, wo die wühlenden Feinde des Staates nur leere Worte boten!

Bern. Professor Dr. Ludwig Stein.

Antialkoholismus.

Ueber den achten internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus berichte ich hier recht spät; denn er tagte um die Aprilmitte schon in Wien. Und doch dürfte dieser Bericht noch zeitgemäß sein, da es sich nicht um ein Tagesereigniß, sondern um ein chronisches Uebel handelt.

Will man den Fortschritt des Kampfes gegen den Alkohol in Europa beurtheilen, so muß man alle zwei bis drei Jahre die internationalen Kongresse verfolgen. Der erste, 1885 in Antwerpen, war von „Mäßigen" geleitet. Der Bericht strotzte damals von Phrasen. Solider Inhalt, That und Thatsachen fehlten. In Zürich (1887) tritt die völlige Enthaltsamkeit oder Abstinenz hervor und treibt zur That. Doch führen die Mäßigen noch das große Wort; es giebt kaum dreihundert Theilnehmer und viel Wortschwall. Man traut sich noch nicht, ein Bankett ohne Wein anzubieten. Immerhin stammt die thätige Abstinenzbewegung der Schweiz von diesem Kongreß. In Christiania (1890) haben die Abstinenten die Mehrheit. Die mitteleuropäischen Antialkoholisten sind dorthin gegangen, um kennen zu lernen, was in Norwegen so gute Früchte trug. Im Haag (1893) versuchen die Mäßigen, die Oberhand wieder zu gewinnen: sie erhöhen den Kongreßbeitrag und trachten, den Regirungen und Komitees die Herrschaft zu sichern. Es gelingt aber nicht; durch Eifer und Ausdauer erlangt das in Holland noch kleine Häuflein der Abstinenten die Mehrheit; und Basel wird als nächster Kongreßort gewählt. Der baseler Kongreß (1895) übertrifft seine Vorgänger an Theilnehmerzahl wie an wissenschaftlicher Bedeutung. Die Abstinenten bilden die erdrückende Mehrheit; ganz alkoholfreie Feste und Bankette werden veranstaltet und haben Erfolg. Die Zuversicht wächst und man beschließt, nach Brüssel zu gehen. Dort tagt 1897 der Kongreß in einem Lande, wo es nur Mäßige und Unmäßige, aber fast gar keine Abstinenten giebt. Die belgischen Mäßigen sind aber keine Abstinenzfeinde und streichen die Segel vor den ausländischen Abstinenten, die Meister bleiben, obwohl wieder, wenn auch diskret, etwas Wein auf die Banketttische geschmuggelt wird. Der pariser Kongreß, dem ein überzeugter Abstinenter, Herr Dr. Legrain, präsidirt, übertrifft 1899 wiederum alle früheren Veranstaltungen. In einem Weinlande, wo die Enthaltsamkeit kaum bekannt zu werden beginnt, erringt sie bei mehr als achthundert Theilnehmern, Geistlichen, Militärs, Arbeitern, einen glänzenden Sieg.

Aber der wiener Kongreß brachte einen noch größeren Fortschritt. Der hohe Werth der vorgetragenen Arbeiten, der glänzende Sieg des Abstinenzprinzips in einem Land, wo es bisher fast unbekannt war, das ganz alkohol-

freie Bankett, die dreizehnhundert Anhänger, die Präsenzliste mit sechshundert Namen: das Alles war an sich schon einem Siege gleich zu achten. Noch wichtiger aber war das Aufsehen, das der Kongreß in ganz Oesterreich und sogar in Ungarn erregte, und die vorzügliche Art, wie die Presse darüber berichtete; gerade in dieser Beziehung waren die Alkoholgegner bisher nicht verwöhnt. Der Kongreß gewann den wiener Abstinenten nicht nur Gelehrte, Juristen, Aerzte, sondern auch die Sympathie der sozialdemokratischen Partei; und er führte ferner zur Entstehung einer Abstinenzbewegung in Ungarn.

Bei den offiziellen Reden der hohen Beamten will ich nicht lange verweilen. Gewiß hat ihre Theilnahme, hat der gute Wille, den sie zeigten, dem Kongreß Ansehen verschafft. Selbst die oberflächlichsten Kongreßbesucher konnten jedoch sehen, daß die Seele anderswo lebte und daß in Wien, wie überall, die Machthaber zu abhängig sind und zu viele Sorgen haben, um mehr als gute Worte geben und für die Gelegenheit ein Tröpfchen Wasser in ihren Wein gießen zu können. Beim Minister von Hartel war sogar so wenig Wasser im Champagner des Buffets, daß mancher „Mäßige“ in einem Seelenzustand nach Hause kam, der leise an das berühmte Gedicht Chamissos erinnerte: „Mäßigkeit und Mäßigung, Maß, Maß! Trinkt darauf das volle Glas!“ Freilich sah man bei diesem Empfang im Unterrichtsministerium sehr verschiedene Typen: Excellenzen, Professoren, darunter den liebenswürdigen Präsidenten des Kongresses, Professor Gruber, französische Offiziere, Vertreter der russischen Regirung, katholische und protestantische Geistliche, aber auch aus Rußland verbannte Nihilisten, Viktor Adler, das Haupt der österreichischen Sozialdemokraten, den schweizerischen Sozialistenführer Otto Lang und den ehemaligen Schuhmacher, jetzigen Direktor der Trinkerheilstätte Ellikau, Herrn Boßhardt, viele Delegirte der Guttempler und anderer Abstinenzvereine; und neben ihnen offizielle Persönlichkeiten Wiens, die sich mehr für den Empfang als für den Kongreß interessirten. Um gerecht zu sein, muß ich aber sagen: Die ernstesten Geister der österreichischen Regirung haben begriffen, daß es sich hier um eine bedeutsame soziale Frage handelt, für die gearbeitet werden muß.

Feierlich wurde der Kongreß im Musikvereinssaal vom Dr. Legrain aus Paris, der dem ständigen Ausschuß vorsitzt, eröffnet. Aus der Rede, mit der Herr von Körber, der Ministerpräsident, den Kongreß begrüßte, möchte ich folgende Worte hervorheben: „Der Alkohol ist nur, wenn er als seltener Gast geduldet wird, ein ungefährlicher Schmeichler; als Hausgenosse ist er ein Feind des Menschen. Der Kampf, der jetzt geführt wird, gilt daher vor Allem dem Alkohol als Nahrungmittel, als das er, wie alle falschen Freunde, zuerst ein Wenig wohlthut, um dann um so vehementer zu zerstören. Das kann dem Aermsten nicht oft genug gesagt werden; und deshalb wieder-

hole auch ich: Der Alkohol ist kein Erhalter, sondern ein Verderber all Derer, die sich ihm ergeben." Diese Worte bewiesen, daß bei den Offiziellen ein Wechsel des Standpunktes eingetreten war.

Dann sprach ein Mäßiger, Herr Dr. Meinert aus Dresden, über den Alkoholmißbrauch in der Medizin, griff die Aerzte an, die er als die am Meisten alkoholisirte Klasse bezeichnete, und zeigte, daß der Schiffbruch der „Elbe" dem Alkohol zuzuschreiben sei. Tumult und Protest bei den anwesenden Aerzten. Um die Geister zu beruhigen, mußte ich meinen Vortrag mit der Erinnerung an die Verdienste beginnen, die gerade Aerzte, wie Dr. Rush in den Vereinigten Staaten und Dr. Richardson, sich im Kampf für die Enthaltsamkeit erworben haben; im Uebrigen seien die Aerzte weder schlimmer noch besser als andere Menschen. Dann wies ich auf die Entartung der Menschenrassen in Folge des Alkoholgenusses und seiner Einwirkung auf die Keime der Nachkommen hin und betonte die Nothwendigkeit, mit dem einzigen erprobten Mittel, mit allgemeiner Abstinenz, dagegen zu reagiren. Ich zeigte, welche praktische Werke die vom Staat unterstützte Privatinitiative ins Leben rufen kann (Abstinenzvereine, alkoholfreie Restaurants, antialkoholischer Unterricht der Jugend, Trinkerheilstätten, Beschränkung und Verbot des Alkoholgenusses im Heer, in den Staatsanstalten).

Dr. Wlassack aus Wien sprach über den Einfluß des Alkohols auf die Gehirnfunktionen. Er wiederholte billigend den Satz Kraepelins: Jedes Individuum, bei dem eine dauernde Wirkung des Alkoholgenusses nachgewiesen werden kann, ist ein Trinker. Sie gehören zu Denen, bei denen die Alkoholwirkung, so schwach sie sein möge, von einem bis zum andern Trunk nicht zu schwinden vermag. Da zwei Glas Bier einen Tag oder auch zwei Tage nachwirken können, ist der Fall häufig. Keine der Versuchspersonen merkte an sich selbst die beobachtete Verlangsamung noch die qualitative Minderwerthigkeit ihrer Gehirnarbeit. Alle Leute glaubten, unter der Alkoholwirkung gut und leicht gearbeitet zu haben. In dieser trügerischen Euphorie des Gefühls liegt die größte Gefahr des Alkohols. Selbst in kleinen Dosen beeinträchtigt er die Tiefe und die Verbreitung der intellektuellen und der ethischen Kultur. Er erleichtert zwar die Illusionen und Zukunftpläne, hemmt jedoch die That, die zu deren Verwirklichung führt.

Schön und kunstvoll waren die Modelle der alkoholisch entarteten Körperorgane, die Professor Weichselbaum, der pathologische Anatom Wiens, zeigte. Zum Schluß sagte er, man müsse mindestens mäßig im Alkoholgenuß sein, aber besser sei völlige Abstinenz.

Professor Kassowitz (Abstinent, Professor der Kinderheilkunde in Wien) sprach energisch gegen die Verabreichung von Alkohol an Kinder. Er zeigte, wie der Wein die Verdauung der Kinder stört und ihren Geist allmählich

träg und nervös macht. Wein schadet kräftigen wie schwächlichen Kindern, auch in Fieberzuständen. Professor Gruber bewies aus Untersuchungen von Laitinen und Anderen, daß Alkohol auf Infektionkrankheiten sehr schlecht wirkt. Leider hat der Alkohol einige Eigenthümlichkeiten mit den Nahrungstoffen gemein. Dadurch ließen die Aerzte sich verleiten, ihn zu empfehlen.

In eben so einfältiger wie fanatischer Weise erlaubten sich sogenannte „Naturärzte", die Medizin und die Wissenschaft anzugreifen. Ich benutzte die Gelegenheit, um die Herren daran zu erinnern, daß es die Wissenschaft ist, die uns aus der Unwissenheit und dem Schmutz unserer Ahnen gezogen hat. Wenn auch ihre Vertreter nicht selten irren, so giebt Das Ignoranten und Dummköpfen noch kein Recht, die Mutter zu beschimpfen, ohne deren Lehre sie selbst ihre geringe Kenntniß nicht einmal hätten. Diese Worte bewirkten eine heftige Szene, die den Präsidenten zwang, den Naturärzten den Ausschluß vom Kongreß anzudrohen, falls sie ihre Obstruktion fortsetzten. Die Herren sprachen nämlich beständig von Vegetarismus und Naturheilverfahren, statt beim Alkohol zu bleiben. Anzuerkennen ist immerhin, daß einer von ihnen, Herr Brunner, ehrlich die Wissenschaft gegen seine Glaubensbrüder in Schutz nahm. Ich konnte auch statistische Ziffern über den Einfluß des Alkohols auf die venerischen Infektionen mittheilen. Unter 211 Fällen waren 76,4 Prozent der Männer und 65,5 Prozent der Weiber durch den Alkoholmißbrauch beeinflußt. Die größte Mehrheit bildeten leicht angeheiterte, unverheirathete Personen unter dreißig Jahren.

Professor Anton aus Graz gab dann eine ausgezeichnete Darstellung der Thatsachen alkoholischer Erblichkeit. Mit Vernunft und Wissenschaft kann man gegen die schlechte Zuchtwahl unserer Nachkommen reagiren; denn: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Professor Wagner von Jauregg behauptete, der Säuferwahnsinn komme besonders bei plötzlicher Entziehung des Alkohols vor und knüpfte daran eine Theorie. Doch wurde ihm auf Grund der großen Erfahrungen der Trinkerheilstätten nachgewiesen, daß die sofortige Entziehung des Alkohols bei Trinkern und Deliranten die beste Behandlungmethode ist und keine Deliriumanfälle hervorruft.

Für die 9000 Idioten, die im Dezember 1900 bei der schweizerischen Volkszählung revidirt wurden, stellte Dr. Bezzola die Kurve der Zeit ihrer Zeugung (neun Monate vor der Geburt) auf. Er fand dabei zwei Zeugungmaxima — zur Fastnacht und zur Weinlesezeit —, die aber den Minima der allgemeinen Zeugungskurve entsprechen. Nimmt man die Idiotenkarten der Weinbergskantone allein, so steigt das Weinlesemaximum außerordentlich. Diese Thatsachen stützen den alten Glauben an die Gefährdung der Rauschkinder.

Eine Reihe sehr interessanter Arbeiten enthüllten die schreienden Mißbräuche, die den sogenannten Propinationrechten gewisser Klassen von Grund-

und Brennerei-Besitzern in Oesterreich, besonders in Galizien, zu verdanken sind. Der Statthalter und Sanitätpolizeichef ist meist zugleich Mitglied der Propination-Kommission und oberster Alkoholverkäufer. Es liegt in seinem Interesse, möglichst viel zu verkaufen und die Sache der Propinationpächter zu vertreten, die sich also durch Volksvergiftung mit Hilfe eines in ihrem Sold stehenden Richters bereichern. Professor Reinitzer aus Graz sprach über die Unsitte der Brauer, ihre Arbeiter zum Theil mit Bier (bis zu sechs Litern täglich!) zu bezahlen. Die Arbeiter dürfen das Bier nicht verkaufen, es nicht einmal Anderen zum Trinken geben. So zwingt man sie, einen Theil ihrer Besoldung gegen systematische Alkoholisirung einzutauschen.

Dr. Loeffler enthüllte die Wirkung des Alkohols auf Verbrechen und Verbrecher und bestätigte die anderswo gewonnenen Resultate. Wenn die Gesellschaft erst mit Grausen erkennen wird, wie theuer sie den Alkohol bezahlt, wird sie auf Mittel und Wege sinnen müssen, diese unausgesetzt fließende Quelle der Verbrechen zu verstopfen.

Dr. Legrain sprach über die Rückfälle der Alkoholisten. Seine Tabellen mußten auch dem Blindesten zeigen, wie sinnlos es ist, chronische Alkoholisten zu verurtheilen und sie immer wieder ungeheilt freizulassen. Ganze Menschenleben waren da graphisch dargestellt, die sich, mit kleinen Freiheitintervallen, abwechselnd zwischen Zuchthaus und Irrenhaus abspielten. Unfähig, die Freiheit zu ertragen, fielen diese Leute stets nach kurzer Zeit dem Säuferwahn oder dem Verbrechen anheim. Im Verlauf von zehn Jahren war mehr als Einer zwanzig-, dreißig- und vierzigmal im Gefängniß oder in der Irrenanstalt gewesen. Solche Leute zeugen Kinder, die ihnen nachschlagen. Dabei entartet unsere Rasse und die Gesellschaft thut nichts, um dagegen anzukämpfen. Im Namen der Freiheit züchtet man Das, was sie zu Grunde richtet. Nur zwei Gesellschaften, die Guttempler und das Blaue Kreuz, arbeiten thatsächlich an der Trinkerheilung.

Professor Stooß, ein geborener Schweizer, der in Wien dozirt, betonte die Pflicht des Staates, Trinkerasyle zu gründen und sie in den Dienst der Verbrechenbekämpfung dadurch zu stellen, daß die Trinkerheilung mit den Strafmaßregeln verbunden wird. Ein Doktrinarismus, der durchaus die beiden Dinge trennen will, hindert jede erfolgreiche Maßregel. Säufer müssen wie Irrsinnige behandelt werden. Stooß wünscht ein Trinkergesetz.

Dr. Tilkowski, Direktor der wiener Landesirrenanstalt, findet die chronischen Alkoholisten störend für seine Anstalt. Da er ferner findet, es sei eine Härte für die anderen Geisteskranken, die Abstinenz in der Anstalt überhaupt durchzuführen (ich fand stets, es sei ein großer Segen und Vortheil), ist er auf die Idee gekommen, einfach alle Alkoholisten gleich nach Ablauf des Deliriums zu entlassen und nicht delirirende nicht aufzunehmen. Er ist außer-

ordentlich glücklich über die in seiner Anstalt so erzielte Ruhe. Sein Kollege, der Gerichtsarzt Dr. Hinterstoißer, meint, daß die nicht mehr delirirenden chronischen Alkoholisten geistig völlig gesund und zurechnungfähig, eben so wie pathologische Schwindler (der bekannte Fall Paetz) und andere konstitutionelle Fälle, sind, so daß Alles vorzüglich klappt, um diese Kranken zuerst ins Zuchthaus zu dirigiren und dann wieder auf das Publikum loszulassen. Nach Tilkowski und Hinterstoißer sind es ja Simulanten. Dieser einigermaßen fossile Standpunkt wirkte tragikomisch neben den vorzüglichen sachlichen Erörterungen der Herren Irrenhausdirektor Frank in Münsterlingen, Boßhard, Trinkerasyldirektor in Ellikon, und A. Smith in Nienhof, die sowohl die vorzüglichen Resultate der Trinkerheilung in der Schweiz und in Deutschland als die neuen Gesetze und Gesetzesentwürfe auf Grund eines bedeutenden Materiales darlegten. Ich griff die Herren Tilkowski und Hinterstoißer an und versuchte, den Irrthum ihrer Theorie und ihrer Praxis zu zeigen. Wissenschaftliche Wahrheit und Ueberzeugung dürfen nicht dem Anstaltopportunismus geopfert werden. Nicht das irre Reden, sondern das irre Handeln soll den Maßstab für die forensische Beurtheilung des Irrsinns geben. Die Störungen des Willens und des Gemüthes sind hier wichtiger als die des Intellektes. Durch Loslassen solcher Leute auf das Publikum wird dem Uebel doch wahrhaftig nicht gesteuert.

Diese Episode hatte ein Nachspiel in wiener medizinischen Blättern, wo Herr Tilkowski aus von ihm mißverstandenen Berichten der privaten Trinkerheilstätte Ellikon (einer Wohlthätigkeitstiftung) Angriffsmaterial gegen mich schöpfen zu können glaubte. Er sei nicht gegen die Trinkerheilung, wolle nur bösartige Elemente aus den Irrenanstalten entfernen. Ich klärte die Mißverständnisse auf und wies aus meinem pariser Kongreßvortrag nach, daß ich selbst die Gründung besonderer Anstalten für die Versorgung unheilbarer Trinker befürwortet und deren Bedingungen skizzirt habe.

Professor Wagner von Jauregg findet, es fehle in Oesterreich an Enthusiasten des Guten, und will daher die katholische Kirche mit der Gründung von Trinkerasylen betrauen. Dagegen protestirt Dr. Wlassack, der aus der Krankenbehandlung keine konfessionelle Sache gemacht wissen will.

Professor Dr. Masaryk gab eine geistreiche Skizze der psychologischen Theorie des Alkoholismus. Im Trinken belügt man sich selbst. Man sucht künstlich den Zustand des Aberglaubens hervorzurufen. Der Naturmensch hat eine gewisse Angst vor der Klarheit und Genauigkeit des Denkens. Das Trinkbedürfniß ist eine Art Gebet, zweimal Zwei möge Fünf und nicht Vier sein. Der moderne Realismus kommt der Wahrheit näher. Um sein Verweilen in der Kneipe zu entschuldigen, sagt ein Bauer, dort seien alle Menschen gleich. Das ist Utopie im Trinken. Manche Trinker glauben,

im Alkohol Sentimentalität zu finden. Der Untermensch meldet sich. Phantasterei und Mystizismus sind auch Begleiterscheinungen des Alkoholismus; dem Menschen mangelt es an Individualität und so wird das Phantom des Uebermenschen alkoholisch konstruirt. Ich bin, sagte Masaryk, als Skeptiker hierher gekommen; ich war nicht schlüssig darüber: Ist Mäßigkeit oder Abstinenz das Richtige? Ich genirte mich eigentlich, Abstinenzler zu sein. Die hier gehörten Argumente haben auf mich einen entscheidenden Eindruck gemacht. Mir ist der Beweis erbracht, daß ein alkoholfreies Leben höhere Lebensauffassung, damit freudigere, reinere Lebensstimmung und schließlich schönere Lebensführung bringt.

Am Abend des elften April hatten die Abstinenten Wiens mit den Führern der Arbeiterpartei eine große Versammlung in den Sofiensälen veranstaltet, an der etwa dreitausend Personen theilnahmen. Als Redner traten Professor Gruber, Oberrichter Otto Lang und ich auf. Dr. Adler bekannte sich öffentlich als Abstinent und erklärte, vorzüglich dabei zu fahren. Gruber sprach über den Alkoholismus und die körperliche Gesundheit, zeigte das Siechthum als Folge der Trunksucht und anderer Lüderlichkeiten und sagte: „Die Demokratie wird moralisch sein oder sie wird nicht sein." Diesen Spruch habe ich von je her auch auf den Sozialismus angewendet. Dann wies ich die Zerrüttung des Denkens, des Fühlens und des Wollens durch die alkoholische Lähmung des Gehirnes nach, schilderte die Illusionen, die sie uns vorspiegelt, und zeigte, daß um die zahlreichen Ketten, eine nach der anderen, zu brechen, die die Menschheit in Sklaverei halten, man zunächst diesen elenden Betrüger gründlich beseitigen müsse; Krüppel werden nie fähig sein, sich ihrer Fesseln zu entledigen. In glänzender, freimüthiger Rede zeigte Otto Lang die traurigen Folgen der Alkoholtrinksitte für die Arbeiterpartei. „So lange der Alkoholismus herrscht," sagte er, „wird der Sozialismus nicht Fuß fassen können."

Andächtig harrten die Zuhörer von acht bis zwölf Uhr nachts; so lange währte noch die nachfolgende Diskussion, in der alle Redner für die Abstinenz sprachen. Auf allen Tischen sah man Limonadeflaschen zwischen den Biergläsern, die entschieden in der Minderheit waren.

Am nächsten Morgen las Gruber dem Kongreß die folgende Zuschrift vor, die er von kneipenden Studenten erhalten hatte: „Als begeisterte Anhänger der Anti-Alkoholbewegung bestreben wir uns nach Möglichkeit, den Alkohol in jeder Form, wo wir ihn finden, zu vertilgen. Diese Bierrechnung diene zum Beweis unserer verdienstvollen, mühevollen Thätigkeit; Temperenzquodlibet: Schlumps, Pfiff, Pagat, Hinz." Dazu einige Studentenzirkel, die Gruber als solche von studentischen Verbindungen ansehen mußte. Er bemerkte kurz dazu: „Und Das glaubt, Kulturträger zu sein!" Der blöde Bierwitz wurde mit Pfuirufen quittirt.

Herr Dr. Rudler aus Paris erzählte die Maßregeln, die im französischen Heer zur Bekämpfung des Alkoholismus ergriffen sind. Legrain meldete, General Galieni habe soeben in Madagaskar einen militärischen Abstinenzverein gegründet.

Herr Dr. Presl zeigte, daß unter 5,7 Millionen Einwohnern Böhmens 25,292 notorische Säufer leben, wovon 18,253 verheirathet sind und zusammen 55,876 Kinder erzeugt haben. Er stellt die Vermehrung des Bierkonsumes in Böhmen fest. Der Advokat Borodine aus Petersburg weist das völlige Fiasko des Alkoholmonopols in Rußland nach. Man trinkt dort mehr und in schlimmerer Weise seit seiner Einführung als vorher. Nur das Finanzergebniß, das man hintanzusetzen vorgegeben hatte, ist glänzend für die Regirung, die jetzt den größten Profit aus der verdoppelten Volksvergiftung zieht, während sie ihn früher mit Privatleuten theilen mußte. Mit offiziellen Zahlen bewies Borodine unzweideutig die Vermehrung des Konsums und der fiskalischen Einnahmen durch das Monopol. Natürlich protestirten die offiziellen Vertreter der russischen Regirung, die Grafen Skarzinski und Bulowski, indem sie die Erhebungen der Gemeindebehörden über die Wirkungen des Monopoles und die Vertheilung von Antialkoholbrochuren im Volk hervorhoben. Doch hatten sie mit diesen Argumenten wenig Glück, denn Frau Daszinska und ein russischer Student, Herr Grigorowicz, wiesen sie darauf hin, daß Analphabeten — und aus solchen bestehen die meisten Gemeindebehörden — weder Erhebungen machen noch Brochuren lesen können. Die meisten Erhebungformulare sind im Voraus ausgefüllt oder werden leer zurückgesandt. Ironisch fügte Herr Grigorowicz hinzu: „Herr Graf Skarzinski scheint nicht zu wissen, daß der russische Bauer verhungert; er möge das Buch: ‚Das hungernde Rußland‘ lesen. Hier in Oesterreich ist ihm Das ja erlaubt. In Rußland selbst können freilich die offiziellen Männer nicht wissen, was dort vorgeht, denn in Rußland ist es verboten, über Rußland zu sprechen. Der Herr Graf wolle in Rußland dafür plaidiren, daß man die Studenten nicht einkerkere, die das Volk lesen und schreiben lehren wollen; dann wird er mit Erfolg antialkoholische Brochuren verbreiten können und wird sich um den Kampf gegen den Alkoholismus ein Verdienst erworben haben!“

Auch der katholische Klerus ließ seine Stimme hören. Mit Vergnügen erwähne ich die Rede des Rektors Josef Naumann aus Honnef, der von den Abstinenzvereinen Eintracht forderte und wohlwollend über die Wirksamkeit des Guttemplerordens in Deutschland sprach, die er unterstützen wolle. Der schweizer Pfarrer Bovet sprach über das Blaue Kreuz. Pfarrer Marthaler stellte fest, daß, trotz seiner vorzüglichen technischen Organisation, das schweizerische Alkoholmonopol den Alkoholismus keineswegs eingedämmt habe.

Wenn auch der Schnapskonsum etwas abgenommen hat, so haben Bier- und Weinkonsum um so mehr zugenommen und ihr Alkoholismus sei nur noch klarer erkennbar in den Vordergrund getreten.

Herr Dr. Bergmann aus Stockholm beschrieb die Abstinenzbewegung und die Antialkoholgesetze in Schweden. Der antialkoholische Unterricht in den Schulen ist ein mächtiger Hebel. In wenigen Jahren wird man gegen die Bierfabrikation und den Bierhandel einen großen Schlag führen müssen, will man nicht von einer anderen Seite wieder dem Uebel verfallen. Die Abstinenzpartei zählt jetzt sechzig Mitglieder im Reichstag. Dank der Antialkoholreform des neunzehnten Jahrhunderts ist das vor hundert Jahren furchtbar alkoholisirte schwedische Volk eins der nüchternsten Völker der Erde geworden. Diese Reform hat ihm zugleich zu einem wesentlichen materiellen und geistigen Fortschritt verholfen. Herr Wakely sprach über die 3 500 000 Mitglieder der Hoffnungbunde (Kinderabstinenzvereine) in England; und Herr Malins gab eine Beschreibung des Guttemplerordens.

Abends versammelten sich die Kongreßmitglieder im Hotel Continental zu der vom Damenkomitee unter dem Präsidium der Frau Marie von Ebner-Eschenbach vorbereiteten alkoholfreien Abendunterhaltung Wohl zum ersten Mal in Wien wurden in Wasser Toaste ausgebracht.

Am nächsten Tage wurde über Alkoholismus in Oesterreich berichtet. Auch hier überall soziales Elend, Entartung der Bauernbevölkerung, intellektueller und ethischer Rückgang als Folgen der Alkoholseuche. Direktor Frank sprach sein Erstaunen darüber aus, daß die österreichischen Gesetze das Hausiren mit Antialkohol-Schriften verbieten. Das österreichische Vereinsgesetz und seine Vollzieher legen übrigens der Gründung von Abstinenzvereinen alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg, statt solche gemeinnützige Arbeit zu unterstützen. Ein Sozialdemokrat, Dr. Verkauf, betonte die ökonomische Seite der Frage. Da die Regirung die Hälfte ihres Kriegsbudgets durch den Alkoholertrag deckt, nützt es wenig, wenn der Ministerpräsident den Alkoholismus ein schädliches Laster nennt: der Finanzminister erscheint, fordert zwanzig Millionen Kronen von der Alkoholsteuer, — und man macht der Tugend eine Verbeugung und bleibt beim Laster. Durch das neue Branntweinsteuergesetz werden nun noch neue Interessenten geschaffen, die gegen die Abstinenz sein werden: die einzelnen Länder, denen ein Kontingent zugetheilt werden soll. Ferner schädigt man die Interessen der Wein-, Hopfen- und Gerstebauer. Der Kampf gegen den Alkoholismus ist ein Riesenkampf gegen die Ausbeutung, gegen den Bodenwucher, gegen mächtige verbündete kapitalistische Interessen. Mit Worten kann man gegen solche Gegner nicht aufkommen; dazu gehört eine Sozialpolitik, die keine Rücksichten kennt. Der Ehrenpräsident Dr. von Hartel habe gesagt, die zunehmende Verbesserung

der Lohnverhältnisse schaffe leicht Begierden ungesunder Art. Wenn der Minister nur einen Blick in die Arbeiterverhältnisse gethan hätte, würde er diese Aeußerung nicht gemacht haben. Inspektor Gerenyi sucht das Votum Verkaufs durch den Hinweis auf Rußland zu entkräften, das viele Millionen Monopolgeld zur Bekämpfung des Alkoholismus ausgebe. Nach den Darlegungen des Herrn Borodine verfehlt jedoch dieses Argument seine Wirkung. Selbst in der demokratischen Schweiz verhalten die am Monopol interessirten Kantonregirungen sich in der Regel ablehnend gegen die Alkoholbekämpfung, verwenden sogar das gesetzlich für diesen Kampf bestimmte „Alkoholzehntel" für andere Zwecke (der Kanton Waadt für die verwahrloste Jugend und der Kanton Zürich für ein Sanatorium für Tuberkulose). Daß eine ernste Alkoholbekämpfung Interessenkonflikte schaffen muß, erkennt auch der Kongreßpräsident an. Doch sei man in Oesterreich lange noch nicht so weit und müsse zunächst anfangen, Etwas zu thun. Und wirklich lehren uns ja gerade hier viele Vorträge, wie sehr selbst die Alkoholisirung der Jugend in Oesterreich noch grassirt.

Ich selbst sprach noch über die Berechtigung mäßigen Alkoholgenusses vom Standpunkt der Volkshygiene und wies alle Argumente, die man für solchen Genuß ins Feld führt, als grundlos zurück; manche stammen aus der Unkenntniß des Alkohols und seiner Einwirkung auf Individuum und Gesellschaft; andere sind rein sophistischer Natur.

Vor dem Schluß des Kongresses — der nächste wird in Bremen stattfinden und der erste in Deutschland sein — dankte Dr. Legrain dem Vorsitzenden herzlich für seine vorzügliche Leitung und den wiener Damen für den liebenswürdigen Empfang. Aus der Schlußrede des Vorsitzenden sind namentlich die Sätze beherzigenswerth: „In eine Welt voll Haß, Verblendung, Verzweiflung und Muthlosigkeit hat dieser Kongreß hineingerufen mit der Stimme der Vernunft, Menschenliebe und Hoffnung. Wie Himmelschöre in der Heiligen Nacht ist der Geist der Menschenliebe, der Eintracht und des Verständnisses dafür, daß alle Menschen gemeinsame Ziele haben, hinausgedrungen. Ich danke unseren ausgezeichneten französischen Freunden, daß sie so oft darauf verzichtet haben, ihre so herrliche Muttersprache zu gebrauchen. Sie haben damit ausgedrückt, daß es nicht darauf ankommt, in welcher Sprache man spricht, sondern darauf, was man spricht, und, daß man sich versteht. Es giebt auch eine Trunkenheit des Ideals; wir sind berauscht von dem Gedanken an ein gesunderes, tüchtigeres, edleres Menschenthum, das kommen soll. Alle mögen uns beistehen, daß diese Ideale nie verschwinden!"

Nach dem Kongreß, dessen Inhalt besonders von der Neuen Freien Presse vorzüglich wieder gegeben wurde, wurde ich zunächst ersucht, einen Vortrag über die Rolle der Frau im Kampf gegen den Alkoholismus zu halten. In der

folgenden Diskussion vertheidigte Fräulein Weinreb den Weingenuß mit geschichtlichen und poetischen Argumenten. Dennoch gelang es, einen Frauenabstinenzverein Wiens zu gründen. Außerdem bildete sich ein Konsortium zur Gründung von alkoholfreien Restaurants in Wien. Am sechzehnten April hielt ich dann vor etwa zweitausend Personen, meist Arbeitern, in Graz einen Vortrag über die Alkoholfrage. Die Arbeiterschaft zeigte sich der Abstinenzbewegung sehr sympathisch gestimmt und hat bald darauf einen Antialkoholistenverein für Steiermark gegründet. Auch in Budapest, wohin ich in Folge des Aufsehens gerufen war, das der Kongreß erregt hatte, hielt ich zwei Vorträge für ein gemischtes Publikum und speziell für Frauen. Auch hier war die Diskussion lebhaft und die Gründung eines Abstinenzvereins gelang, der schon fünfzig Mitglieder zählt und sich dem Alkoholgegnerbund angeschlossen hat. Eben so ging es in Preßburg. Diese Thatsachen zeigen, daß die Abstinenzbewegung in Oesterreich-Ungarn Boden gewonnen hat. Die in ihr lebende Kraft wird ihr dort, wie in anderen Ländern, zu weiteren Fortschritten helfen.

Wenn ich jetzt auf die ganze Veranstaltung zurückblicke, so muß ich wieder der schönen Schlußworte Grubers gedenken. Die Wärme, der so ganz natürliche und herzliche, für das Vaterland Mozarts so charakteristische Enthusiasmus, mit dem der Kongreß in Wien empfangen wurde, hat alle Theilnehmer ergriffen. Nicht ohne ein Gefühl der Wehmuth über die unglücklichen sprachlichen und politischen Verhältnisse Oestrreichs hat wohl Jeder in sich das Sehnen empfunden, so harte Schicksalsschläge möchten dazu beitragen, die aufgeregten Gemüther auf solche einigende, rein menschliche soziale Fragen, wie die Alkoholfrage, abzulenken. Wer weiß? Nicht so selten entsteht Gutes aus Schlechtem! Jedenfalls mußten der tief ernste Ton der Redner und die andächtige Ausdauer der Hörer Jedem auffallen. Ein Vergleich mit der Interesselosigkeit und Blasirtheit, die in manchen anderen Gegenden bei solchen Anlässen zu spüren sind, fällt für Oesterreich sehr günstig aus. Selbstzufriedenheit, Selbstverherrlichung und hochmüthige Ablehnung aller Reformbestrebungen sind bekanntlich die unzweideutigsten Vorzeichen des Stillstandes, wenn nicht des Rückschrittes. Wir fanden nichts davon in Oesterreich. Das that uns wohl. Vergleichsobjekte mit Kontrastwirkung in dieser Hinsicht will ich lieber nicht nennen. Der deutsche Leser wird sie selbst finden.

Chigny. Professor Dr. August Forel.

Hiob.

Es war in dem Jahre ein großer Segen Gottes auf den Feldern gewesen; denn im Januar war sehr viel Schnee gefallen und es thaute schon langsam von Anfang Februar an, so daß die Feuchtigkeit gänzlich bis tief in den Boden zog; gegen Ende Februar war die ganze Erde schwarz und die Sonne schien bereits warm, wie sonst im März; den ganzen März durch währten die sonnigen Tage; und als im April der Boden durch die Trockenheit Noth zu leiden schien, fiel lange, fast vierzehn Tage, ein feiner und warmer Regen, der wiederum nicht ablief, sondern von der Krume festgehalten wurde. Dann folgten im Mai drückend heiße Tage, zuerst noch mit feuchter Luft, endlich ganz trocken. Mit solchem Wachswetter schien Gott zeigen zu wollen, was er vermöge für Die, so er liebt; denn manchen Bauern war der Roggen so gediehen, daß er hier und da schon Ende Mai gemäht wurde, was seit Menschengedenken nicht geschehen war; Viele pflügten die Stoppeln gleich wieder um und säten Klee an, den sie im Herbst frisch verfuttern wollten. Wunderbar war namentlich der Weizen gewachsen; ein Bauer hatte eine Pflanze, bei der aus einem einzigen Korn über hundert Halme mit Aehren gekommen waren, die zusammen an zwei Pfund wogen; diesen Busch hängte er zum ewigen Andenken in der Kirche auf, hinter dem Altar, wo die Myrthenkränze der früh verstorbenen Mädchen vom Luftzug der Thür leise bewegt werden. Ende Juni war die Weizenernte auf allen Feldern schon beendet; und so reif war die Frucht, daß der Segen auf der Dorfstraße überall verstreut war und die Gänse, die verlorene Körner auflasen, ganz fett wurden bei großem Schreien und Flügelschlagen.

Unter diesen allgemeinen Umständen brachten auf einem Bauernhof die Knechte eben die letzten Fuhren. Ein hochgethürmter Wagen stand unter der Scheunenluke; der Knecht machte den Baum los und warf ihn auf den gepflasterten Boden, wo er mit klingenden Tönen federte, daß auf dem goldgelben Misthaufen die sauberen Kühe, die sich neugierig an die Barren gedrängt hatten, erschreckt fortliefen; ein Bullenkalb mit krausem Stirnhaar sprang mit allen vier Füßen zugleich in die Höhe. Die barfüßige Magd oben in der Luke schlug die Röcke um die Beine zusammen und sprang juchzend auf das Fuder, wozu der Knecht mit pfiffigem Gesicht, sich den Schweiß mit der flachen Hand abwischend, einen starken Witz machte; und dann griffen die Beiden zu den Forken und reichten abwechselnd die Garben in die Höhe.

Unter der Hausthür stand die Frau, im grauen, kurzen Beiderwandrock, ein schwarzes Tuch um den Kopf gebunden, sorgenvollen Herzens; sie rief den Leuten scheltende Worte zu, wie es Gewohnheit ist, und die Leute ließen sie unbekümmert rufen. Der Bauer kam eben vom Feld, die Harke auf der Schulter; er trat an die Barre und kraute dem Bullenkälbchen den Kopf, in mancherlei Gedanken versunken; erst als es mit seiner rauhen Zunge ihm am Hemdärmel leckte, fuhr er auf und gab ihm einen leichten Schlag mit der Hand; der junge Hund mit seinen dicken Beinchen, der gespannt neben ihm stand, sprang auf das zurückweichende Kälbchen zu und wollte es jagen; aber der Bauer pfiff ihn sogleich zurück.

Als er über den wohlgepflegten Hof blickte, die schön gestrichenen Wände des Hauses, der Ställe und Scheunen, das glänzende Vieh, das mit vorgestreckten Köpfen nach ihm sah, das hohe Fuder, auf dem die fleißigen Leute abluden, erhob sich in ihm die Zufriedenheit und Sicherheit und ein Gefühl, daß ihm Niemand Etwas zu sagen hatte, daß er Keinen zu bitten brauche und daß ihm nichts geschehen könne. Tauben trippelten vorsichtig und suchten Körner und ein Täuberich lief gurrend um seine Frau herum. Das gab ihm ein ganz starkes Bewußtsein in seine Seele.

Da trat in den Thorweg ein Bettler in zerlumpter städtischer Kleidung und zerplatzten Stiefeln, der aber doch einen reinen Hemdkragen und unter dem bis oben zugeknöpften Rock eine sorgfältig geknüpfte Binde trug. Er sprach nichts, sondern grüßte nur, indem er den Hut lächerlich tief schwenkte, und sah ihn flehend an. Dem Bauern gab es plötzlich einen Stich und er wandte dem Mann den Rücken; dieser grüßte dann noch einmal und ging weg.

Jetzt überkam ihn mit Eins wieder die Angst, die ihm geschickt war als eine Züchtigung. Er wußte nicht, weshalb er sich so rauh abgewandt hatte; eigentlich hatte er sich geschämt um den verkommenen Menschen: aber er dachte, daß er vielleicht dem Mann das Stück Brot nicht gegönnt habe, denn er selbst arbeitete mühsälig vom Morgen bis zum Abend, und wer nicht arbeitet, Der soll auch nicht essen; er hatte wohl einen Haß gegen den Menschen. Aber zwischen den Tauben sah er einen schlechten Sperling, der frech sein Körnchen pickte; wollte nicht Gott, daß auch der Sperling sich nährte, und der arbeitete doch nicht noch nützte er sonst den Menschen?

Uebermächtig war Gottes Segen gewesen in diesem Jahr. Aber er wußte wohl: weder er noch ein Anderer hatte ihn verdient. Und vielleicht waren die Anderen grobe Sünder, ihm zur Versuchung durch den Widersacher, damit er sich als ein Besserer erscheinen konnte. Denn gewißlich war es nicht Gottes Wille, daß er hier stehen sollte und stolz sein in seinem Herzen.

Und so stieg es in ihm aus dem Herzen auf, siedend heiß, bis in den Kopf, daß ihm schwindlig wurde und er sich zusammennehmen mußte, um nicht hinzufallen. Er wußte wohl, daß er dem Bettelmann nachgehen sollte, ihn bei der Hand ergreifen und zu sich führen, um ihn zu laben. Aber ihn würgte die Scham, daß ers nicht thun konnte. Und so feig war er, so menschenfürchtig, daß er der Scham nachgab. Denn auch Solches waren des Teufels Wirkungen in uns.

Und da schwankte durch die Dorfstraße der letzte Wagen heran; oben auf den gethürmten Garben saß sein Töchterchen, das einzige Kindlein, das ihm Gott gegeben hatte, im rothen Kleid, die Beinchen auseinandergebreitet und sich ängstlich und mit glücklichem Gesicht am Baum festhaltend. Von Weitem schon sah sie ihn und jubelte ihm zu; aber ihm schnitt die Unschuld ins Herz. Er ging mit langen Schritten zu dem halb entladenen Fuder, das dort stand, schwang sich hinauf, und indem er die Forke unter das Band stach, half er dem Knecht und der Magd die Garben in die Luke werfen, zwei auf einmal hochhebend; die Leute oben konnten sie nicht so schnell wegtragen auf die Banse, wie sie vor ihnen niederrauschten.

Wenn Gott ihn strafen wollte: nur nicht an dem Kind, nur nicht an dem Kind, so betete er heimlich bei seiner Arbeit. Aber freilich: an Kindern

und Kindeskindern suchte Gott heim. Und hatte er denn schon seine Schuld bezahlt? War ihm bisher denn nicht Alles geglückt? O, der Tag der Abrechnung würde schon einmal noch kommen! Nur in Sicherheit gewiegt wurde er jetzt, aber Gottes Hand weiß zu finden, wen sie schlagen will.

Spät schlief er ein zu schweren Träumen. Aus dem Pferdestall herüber, der Wand an Wand mit dem Wohnhaus gebaut war, hörte er mitunter ein Klirren der Ketten und ein schweres Stampfen und Schnaufen. Plötzlich fuhr er empor und lauschte. Es klang, als ob die Thiere sich ängstlich bewegten. Er zog sich nothdürftig an und ging auf den Hof. Da arbeiteten sich eben durch das Dach der Scheune die Flammen und im selben Augenblick begannen die Kühe ängstlich zu brüllen und aus der offenen Luke des Bodens über dem Kuhstall kam ein dicker Rauch in die helle Mondnacht. Jetzt erscholl Bellen und Winseln des Hundes. Das war angelegt. Schnell entkettete er den Hund, der an ihm hochsprang, lief in den Stall, schirrte ein Pferd los, das stolperig aus der Thür eilte, rüttelte die schlaftrunkenen Knechte wach, die Beide in der Ecke des Stalles auf einer Bühne schliefen, schrie ihnen zu, die anderen Pferde zu retten, die schon mit glänzenden Augen an ihren Ketten rissen, und stürzte ins Haus, wo die Frau sich eben ankleidete. Er ergriff das Kind, das sich, erstaunt lallend, die Augen rieb, packte die Kleidungstücke, die er gerade fassen konnte, und trug es aus dem Haus, über den Hof, durch den Thorweg, gefolgt von dem wie irr springenden Hunde, bis an den Unkenteich, wo er sie in das tiefe Kraut niederlegte. Da stürmte schon die Feuerglocke, in den Häusern wurde Licht gemacht, in den Thüren erschienen Menschen. Als er zurückkam, lief ihm die Frau entgegen mit Betten in den Armen. Die Pferde rasten durch den Thorweg, eins schlug Funken aus einem Pflasterstein, auf dem es glitt. Die Kühe brüllten und rasselten mit ihren Ketten, ein Knecht stürzte, mit Blut besudelt, aus der Thür des Kuhstalles. Der Hund, der merkte, daß die Kühe herausgetrieben werden sollten, lief bellend hinein und vermehrte nur die Angst der angeketteten Thiere. Der zweite Knecht hielt den Bauern mit Gewalt zurück und zerriß ihm den Rock, als er dem Hund nacheilen wollte. Jetzt kamen andere Leute, liefen ins Haus, schleppten allerhand Geräthe auf den Hof. Der Bauer saß stumpfsinnig auf einem umgeworfenen Schiebekarren, hielt die Hände im Schoß, sah die Flammen außen huschen, das Feuer von innen heraus durch das Dach schießen, den Rauch durch die Luken sich ballen, hörte das verzweifelte Brüllen der Thiere und dachte, daß die Gerste noch auf dem Felde war, wunderte sich, weshalb die Leute nicht auf den Gedanken kamen, daß das Feuer das übrige Dorf verbrennen werde, und schrie dann, daß die Speckseiten aus dem Schornstein genommen werden sollten. Da erst dachten die Leute an die Gefahr, und daß die fliegenden Garben das übrige Dorf anstecken würden: sie liefen auseinander. Jeder wollte seine Dächer mit Wasser begießen.

Aber ehe die erste Hilfe von Feuerwehrleuten und Löschgeräthschaften aus der Stadt kam, stand schon das halbe Dorf in Flammen; und obwohl jetzt niedergerissen und mit Spritzen gelöscht wurde, war doch keine Rettung mehr möglich und alle Gebäude, die unter dem Wind waren, verbrannten.

Und so lagen am anderen Tage verkohlte Haufen, aus denen noch dünne Rauchsäulen aufstiegen; schwarze Mauertrümmer standen, zackig und schief; in

ihnen lehnten halbverbrannte Balken; Viehleichen, denen das Haar abgesengt war, lagen aufgedunsen und ekelhaft unter den Trümmern; Gesindel, das plötzlich erschienen war, wie aus der Erde gewachsen, wühlte im Schutt, sich Fleisch zu holen, hier verscheucht und dort sich wieder sammelnd; hochaufgethürmte Haufen von Garben mit vollen Aehren, viele gar nicht angebrannt, waren von zerbrochenen, geschwärzten Ziegeln und Kalkstücken bedeckt; ein Schrank, ein Ballen Betten, kupfernes oder eisernes Küchengeschirr, das zufällig gerettet war, lag über den Anger verstreut; und dazwischen liefen Gänse herum.

Der Bauer arbeitete mit einer schweren Hacke zwischen den schwarzen Mauern des Wohnhauses; der Boden war noch glühend heiß, trotzdem er lange Wasser aufgegossen hatte, und er stand mit den Füßen auf einem großen Trittstein, den er hergewälzt hatte. In einem hohlen Balken hatte er einige hundert Thaler in Silber verwahrt und er suchte nun das geschmolzene Metall, nachdem er sich die Stelle ausgerechnet hatte, wo es liegen mußte; aber er fand keinerlei Ueberreste, nur geschwärzte Steine, Strohbüschel, etwa ein verbogenes Stück Eisen, das er mit zu einem Haufen in der Mitte warf. Als er ermüdet mit der Arbeit innehielt und aufsah, erblickte er sein Weib, in der offenen Einfahrt stehend, dessen Thore aus den Haspen gehoben waren, wie sie ihre geballte Faust gegen den Himmel schüttelte, und hörte sie Gott fluchen. Und da er diese Lästerungen vernahm und das geschwärzte Gesicht mit den blutunterlaufenen Augen sah, gedachte er an Hiob; und er wußte, daß seiner Leiden Ende noch nicht gekommen war.

Das Kindchen aber saß unter dem Hollunderbusch, der unversehrt geblieben war, und spielte mit den weißen großen Zähnen der verbrannten Kühe und jubelte über die Menge.

So war es nun nöthig, Geld aufzunehmen, um den Hof wieder zu bauen und alle Geräthe zu kaufen und Vieh zu beschaffen. Ein Mann will Ewigkeit; und die Kinder seiner Kindeskinder, die aus seinen Lenden entsprossen sind, sollen in seinem Hause wohnen, gerade so, wie er selbst wohnt. Deshalb ging er in die Stadt zum Kaufmann, um von ihm das Darlehen zu erbitten. Da wurde ihm so recht klar, wie dem Bettler zu Muth gewesen sein mochte; denn das Bitten ist das Schwerste in der Welt.

Er trat befangen in den Laden, wo vor den Tresen rotharmige Dienstmädchen standen. Der Kaufmann war ein kleiner, runder Mann mit einem lustigen Pausbackengesicht, unruhigen Augen und rothen Haaren. Er lief eilfertig hinter dem Ladentisch hin und her, wog ab, schüttelte die Düten und verschloß sie, tauchte den Arm in das Heringfaß, wischte sich die Hand an der schmutzigen Quehle und machte Witze, daß die Mädchen sich mit den Ellbogen kichernd in die Seiten stießen oder sich quiekend bogen. Er wußte schon, was der Mann wollte, und erzählte den Mädchen, die sich mitleidig umblickten, Das sei wieder Einer von den Abgebrannten, die glaubten, daß er Gold machen könne aus Häksel, wie die Bauern; heute aber werde nichts mehr verdient beim Geschäft, sondern zugesetzt wegen des großen Wettbewerbes und der vielen Steuern. Der Bauer schämte sich, als der Kaufmann sein Anliegen Allen erzählte und ihn die Mädchen bemitleideten; aber er dachte an die Frau, die zu Hause betete und das Kind zum Beten anhielt, daß er das Geld bekomme, und deshalb blieb

er mit unbewegtem Gesicht sitzen, hinten auf der Tonne, wo er sich niedergelassen hatte. Der Kaufmann rief seinem Weibe, daß sie den Laden versehen solle, dann nickte er dem Bauern zu und ging mit ihm in die Schreibstube, wo er sich auf einen hohen Bock setzte und mit den Fingern trommelnd und gleichgiltigen Gesichtes erwartete, was Der ihm sagen werde. Als die Bitte vorgebracht war, machte er ihm erstlich harte Vorwürfe, daß er oft seine Waaren von Anderen bezogen habe, als ob nicht seine eben so gut seien, und dann sagte er, wie er schon so viel ausgeliehen habe, das er nie wieder einbekommen werde, so daß er kein flüssiges Geld mehr besitze. Der Bauer schwieg bekümmert zu diesen Worten, obwohl er wußte, das Alles sei Lüge und nur in böswilliger Absicht gesagt; und er dachte daran, wie manchem Bittsteller zu Muth gewesen sein mochte, der in ähnlicher Art vor ihm gestanden hatte, und wurde ihm sein ganzes vergangenes Leben klar, denn Hiob war gewesen ein Mann, schlecht und recht, im Lande Uz, gottesfürchtig und mied stets streng das Böse, und dennoch gab ihn Gott in die Hand des Bösen, nahm ihm Alles, was er hatte, und schlug ihn mit Schwären von der Fußsohle bis zum Scheitel; und doch hatte er nicht den Dürftigen ihre Begierde versagt und die Augen der Wittwen lassen verschmachten noch einen Bissen allein gegessen und nicht der Waise auch davon gegeben.

Als der Bauer so verstummte, trat eine große Stille ein zwischen den Beiden. Dann aber fing der Kaufmann mit der Hand eine Fliege aus der Luft, zerquetschte sie mit den Fingern, warf sie auf den Boden und sagte, daß er trotzdem aus besonderer Achtung für ihn das Geld beschaffen wolle, was freilich viel Mühe und Unkosten machen werde. So wurden sie endlich handelseins; der Bauer versprach hohe Zinsen, verpfändete seine Aecker und unterschrieb einen Schein mit vielen Schlichen und Sicherungen, zwar zornigen Herzens über den Wucherer, aber in der gewissen Hoffnung, er könne bei großem Fleiß, und wenn Gott auch nur mittlere Ernten schicke, die Zinsen bezahlen und endlich auch noch die Hauptsumme abtragen.

Dann ging er schweren Herzens und mit nachdenklichem Gemüth aus dem Hause des Kaufmannes; bevor er sich aber auf den Heimweg machte, erstand er noch in einem Laden ein Püppchen für sein kleines Mädchen, dem seine alte Puppe mit verbrannt war, die es immer bei sich im Bettchen gehabt und jeden Abend ausgezogen und jeden Morgen angekleidet hatte.

Nun kamen jedoch ohne Unterlaß nach einander schwere Schläge.

Bei dem neuen Aufbau des Hofes strengte sich der Bauer gleich in der ersten Zeit, als der Brandschutt abgeräumt wurde, über seine Kräfte an, schleppte sich Monate lang siech herum und genas sehr langsam, jedoch nicht zu seiner vorigen Gesundheit. In dieser Zeit wurden die Gebäude unter Dach gebracht und zum großen Theil inwendig ausgebaut, mit viel größeren Kosten, als er erwartet hatte, da bei seinem Fernsein die Maurer und Zimmerknechte faul waren und sich unnöthige Tagelöhne aufschrieben und auch Manches verworfen und muthwillig beschädigt ward. Als das Arbeitgeräth angeschafft wurde, das fast gänzlich verbrannt war, zeigte sich, daß es eine weit höhere Summe kostete, als er veranschlagt hatte, denn viele unbeachtete, aber nothwendige kleine Dinge, sonst von den Urvätern vererbt und gelegentlich erneut, machten zusammen fast so viel wie die wenigen großen Geräthe, die er anfangs allein berechnet hatte. Es war nicht so

gutes Vieh zu bekommen, wie das alte gewesen war; denn wenn die Händler wissen, daß an einem Ort großes Bedürfniß herrscht, zu kaufen, so treiben sie nicht das beste Vieh an, da sie sicher sind, auch das geringere loszuwerden. Jeder weiß aber, welcher Verlust geringes Vieh für eine Wirthschaft ist, das Löhne kostet und Futter wie das gute und doch weniger einbringt. Endlich aber zeigte sich die nächste Ernte als von schlechter Aussicht, weil häufig geringe Ernten auf vorzügliche folgen und weil dem Boden wegen der vielfältigen anderen Arbeit sein Recht nicht geworden war.

So konnte der Bauer schon im ersten Jahr die Zinsen nicht bezahlen, mußte vielmehr nochmals Geld aufnehmen. Diesmal wollte ihm der Kaufmann nur gegen Wechsel leihen; und so sehr der Bauer erschrak, als er Das hörte, und dem Kaufmann nachwies, daß jede Sicherheit vorhanden sei, vermochte er doch keine günstigere Bedingung zu erlangen. Wie aber ein Mann, auch bei nur geringen Unglücksfällen, wenn er einmal solche gefährlichen Verpflichtungen sich aufgeladen hat, immer tiefer in Abhängigkeit und Verschuldung geräth, erwies sich auch hier wieder. Es folgten Hagelschläge und Prolongationen, Viehkrankheiten und Pfändungen; und nach kaum fünf Jahren stand Werther vor der Aussicht, daß er mit seiner Frau und der während dieser Zeit zu einem fünfzehnjährigen Jungfräulein herangewachsenen Tochter von Haus und Hof durch den unbarmherzigen Gläubiger würde vertrieben werden. Denn Dieser hatte die Hauptsumme zu einem bestimmten Termin gekündigt; und bei seinen schlechten Umständen wollte sie ihm kein Anderer borgen.

Schon hatte der Bauer aufgehört, sich abzuquälen mit den Gedanken über die Schuld, die Zinsen, die Rückzahlungen und den Zusammenbruch. Er hatte so lange über diese Dinge nachgedacht, daß er nicht mehr konnte und gänzlich müde geworden war. Wenn ihm jetzt ein solcher Gedanke kam, so war ihm, als ob sein Gehirn plötzlich ganz leer geworden sei und gar nichts enthalte, womit er denken könne; nur die Unruhe im Herzen hatte er, daß er sich hätte vor einer Maus fürchten mögen. Deshalb stand er mit dem Frühesten auf, weckte die beiden Knechte und zog schon vor ihnen aufs Feld: immer hinter dem Pflug her, die Leine um den Hals geschlungen und die Augen auf den Boden gerichtet, wo der Pflugschar einen glänzenden Streifen losschnitt, der zu Schollen bröckelte, und das Streicheisen diese halb umwarf auf die Nebenscholle. Am Ende der Furche, wenn er den Pflug ausheben und wenden mußte, erwachte er wie aus tiefem Nachdenken; und er hatte doch nichts gedacht; nur den glänzenden Furchenrand und das Umfallen der abgeschnittenen Schollen betrachtet. So war er immer hinter dem Pfluge hergegangen, seit ihn sein Vater mit auf den Acker genommen hatte, und ihm war das Gefühl: Das müsse immer so weiter gehen und er dürfe nur nicht aufhören mit seiner Arbeit.

Abends aber, wenn er müde nach Hause kam, mit brechenden Knien, holte er die alte Bibel vom Reck, deren Blätter braun waren von den Händen seiner Vorväter, die sie umgewendet, und fleckig von dem Oel der Lampe, bei der sie mühsam die großgedruckten Zeilen zusammenbuchstabirt hatten. Da las er im Buch Hiob:

„Wußtest Du, daß Du zu der Zeit solltest geboren werden? Und wie viele Deiner Tage sein würden? Bist Du gewesen, da der Schnee herkommt,

oder bist Du gewesen, da der Hagel herkommt, die ich habe verhalten bis auf die Zeit der Trübsal und auf den Tag des Streites und Krieges? Durch welchen Weg sich das Licht theilet und auffährt der Ostwind auf Erden? Wer hat dem Platzregen seinen Lauf ausgetheilt und den Weg dem Blitz und Donner? Daß es regnet auf das Land, da Niemand ist, in der Wüste, da kein Mensch ist? Daß er füllet die Einöden und Wildniß und macht, daß das Gras wächst? Wer ist des Regens Vater, wer hat die Tropfen des Thaus gezeugt? Aus weß Leibe ist das Eis gegangen und wer hat den Reif unter dem Himmel gezeuget, daß das Wasser verborgen wird wie unter Steinen und die Tiefe oben gestehet? Kannst Du die Bande der sieben Sterne zusammenbinden? Oder das Band des Orion auflösen? Kannst Du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit? Oder den Wagen am Himmel über seine Kinder führen? Weißt Du, wie der Himmel zu regiren ist, oder kannst Du ihn meistern auf Erden? Wer giebt die Weisheit in das Verborgene? Wer giebt verständige Gedanken?"

Aber während er mit bebenden Lippen für sich hin las und sein Töchterchen sich ängstlich an ihn schmiegte, stand sein Weib vor ihm, die Arme in die Seite gestemmt und schmähte:

„Hältst Du noch fest an Deiner Frömmigkeit? Ja, segne Gott und zieh vor dem Wucherer die Mütze ab, wenn er uns jagt von unserem Hause! Dann schneide Dir einen Stecken und schäle ihm die Rinde ab und bettle für Weib und Kind. Denn was ich eingebracht habe an Geld, Betten, Leinen und vollen Schränken, ist den selben Weg gegangen wie Deiner Eltern Habe und von unserem Schweiß wächst des Juden Kohl. Wähnst Du, der Herr wird Dich segnen hernach? Der Hals ist mir steif geworden von dem Ausgucken nach den vierzehntausend Schafen und den tausend Joch Rinder, ob sie nicht über den Bach kommen; ja, vielleicht, daß dieser schlappe Leib noch einmal trächtig wird und Du kriegst noch sieben Söhne und drei Töchter, die letzte Brotrinde zu fressen und Dir zu helfen, den Bettelsack tragen, wenn Dir bis dahin die Arbeit das letzte Mark aus den Knochen getrocknet hat, daß Du ihn nicht selbst schleppen kannst. Pfui über den Herrgott, der seine Diener giebt in die Hand des Satans, daß er sie verderbe! Wohl gethan haben die Juden, daß sie ihn ans Kreuz schlugen. Haben wir nicht das Land bebaut im Schweiß unseres Angesichts und sind Niemand nichts schuldig geblieben, haben Steuern und Abgaben gezahlt und keiner Unzucht gefröhnt noch Unmäßigkeit? Aber wenn es ihm Freude macht, den Frommen zu drücken und den Gottlosen zu erheben, so will ich auf Bibel und Gesangbuch speien und beten zum bösen Feind, denn der Gottseibeiuns hilft Denen, die zu ihm flehen und läßt sie nicht verkommen."

Zitternd hörte der Bauer diese Lästerungen. Er schlug den Arm um das Kind und sprach zu ihm: „Singe mit!" Und dann sang er, während das Mädchen mit ihrer von Thränen erstickten Stimme zu begleiten versuchte:

Ach, bleib mit Deiner Gnade
Bei uns, Herr Jesu Christ,
Daß uns hinfort nicht schade
Des bösen Feindes List.
Ach, bleib mit Deinem Worte
Bei uns, Erlöser werth,

Daß uns beid hier und dorte
Sei Gut und Heil beschert.
Ach, bleib mit Deinem Glanze
Bei uns, Du werthes Licht!
Dein Wahrheit uns umschanze,
Auf daß wir irren nicht!

Das Weib heulte mißtönig dazwischen und versuchte, die frommen Klänge zu stören durch ein freches Zotenlied, wie solches sonst nie über ihre Lippen gekommen war und das sie gehört haben mochte von irgend welchem verlorenen Volk auf der Landstraße; und dem Mann brach endlich die Stimme ab vor herzbrechendem Schluchzen. Denn wie sie als Mädchen am Sonntag abends durch die Dorfstraße gegangen war, eingehenkt in einer Reihe mit den Anderen, hatten sie schöne, alte Lieder gesungen. Er aber hatte vor Gottes Altar die Verantwortung auf sich genommen, sie zu halten in Ehrbarkeit und christlicher Zucht. Und wenn nun Gott ihn fragte nach seinem Weibe, so mußte er antworten wie Kain: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Sie redete sich um Seligkeit und ewiges Leben; wie sollte er vor Gott bestehen? Und der Herr unser Gott war ein eifriger Gott. Er suchte heim bis ins dritte und vierte Glied. Und hatte er nicht einen großen Wind von der Wüste geschickt und stieß auf die vier Ecken des Hauses und warf es auf Hiobs Kinder, also, daß sie starben? Hiob aber sündigte nicht und that nichts Thörliches wider Gott.

Da kam ihm ein Gedanke, wie er wollte seines Weibes Seele retten, mochte darum auch er selbst zur Hölle fahren; denn ein guter Hirte stirbt für seine Heerde, und was Gott einem Menschen anvertraut hat, muß er hüten, auch mit eigener Gefahr. So brütete er im Geheimen und dachte sich ein Lügengespinnst aus, wie er wollte sein Weib täuschen. Er ging in die Stadt, als habe er dort zu thun, und als er wieder heimgekommen war, erzählte er seine Erfindung. Der Herr habe ihm eingegeben, zum Konsistorium zu gehen und dem seine Noth zu klagen. Da seien die Herren Räthe aufgestanden von ihren Bänken und hätten ihm Trost eingesprochen und gesagt, daß Gott ihn nicht verlassen werde: der König werde das Geld geben, das er schuldig sei, in neuen und blanken Geldstücken, und Alles solle bezahlt werden und er solle wiedergeben, wenn er könne, ohne Drängen, Mahnen und Eintreiben. Das müsse aber geheim bleiben, weil sonst zu viele Leute kämen und auch böse Schuldner, die faul wären in ihrer Arbeit und nicht zahlten aus Liederlichkeit.

Das Weib glaubte ihm, freilich mit Staunen, denn bis dahin war noch kein unwahres Wort aus seinem Munde gegangen. Sie meinte fast, ihr Mann habe geträumt oder sei tiefsinnig geworden; aber er ermahnte sie zu Dankbarkeit gegen Gott, der nun ihrer Prüfungen Ende bestimmt habe; sie erwiderte, daß sie abwarten wolle, bis Alles so geschehen sei. Aber da dem Verzweifelten die Hoffnung Alles wie möglich hinstellt, so begann sie von Tag zu Tag mehr zu vertrauen, wo sie sein Gesicht sah, das er mit Zwang heiter und zufrieden machte; nur nachts, in der Dunkelheit, ließ er ihm die Falten, die sein Gemüth ihm von der Natur gab; auch wachte er viel und grübelte, that aber, als schlafe er ruhig und froher Hoffnung mit tiefen Athemzügen.

Im Kalender, der an einem Bindfaden im Fenster hing, hatte er mit d m

Fingernagel angemerkt, wann die Wechsel fällig waren, deren jetzt mehrere über geringere Summen umliefen. Wenn die Zeit da war, ging er in die Stadt, sagte, daß er in seiner Sache mit den königlichen Beamten zu thun habe, und unterschrieb bei dem Kaufmann neue Wechsel mit höheren Zahlen. So bemerkte die Frau nichts davon, daß Alles immer schlechter und schlechter wurde, und ward mehr und mehr in ihren Wahn eingewiegt; dem Mädchen brachte er aber von solchem Gang immer ein kleines Geschenk billiger Art mit. Das hatte er seit Jahren nicht mehr gethan.

So liefen die Dinge wohl ein Vierteljahr und es nahte der Tag heran, zu dem der Kaufmann die Hauptsumme gekündigt hatte. Der Bauer hatte noch einen letzten Versuch gemacht, sein Herz zu erweichen; als einziger Bescheid ward ihm geantwortet, daß schon alle Vorbereitungen zur Gant getroffen seien, wenn er nicht bis zum Glockenschlag Zwölf das Geld aufzähle; zu Hause aber erzählte er mit heiterer Miene, daß ihm die königlichen Beamten das Geld gezeigt hätten, das für ihn bereit liege, in lauter neuen Stücken, je hundert Thaler immer in einem Sack, in einem großen eisernen Schrank mit ganz dicken Thüren. Er beschrieb auch, wie höflich und freundlich die königlichen Beamten gewesen seien und wie er habe auf einem Stuhl sitzen müssen und man habe ihm zu rauchen angeboten. Das habe er aber aus Bescheidenheit abgelehnt. So hatte er sichs langsam ausgedacht.

Von solchen Erzählungen wurde die Frau so gerührt, daß sie Thränen vergoß und die Hände faltete und hinkniete und zu Gott betete, daß er ihr möchte ihre große Sünde verzeihen, und ihm dankte für seine Güte und Hilfe. Sie schlug sich die Brüste und raufte sich das Haar, als sie der Lästerungen gedachte, die sie ausgestoßen; der Bauer aber stand daneben, tröstete sie und sagte, daß Gott jede Sünde verzeihe, wenn man sie aufrichtig bereue, außer die Sünde wider den Heiligen Geist; die aber habe sie nicht begangen, denn sie habe sich nicht gewehrt gegen Gottes Wirken in ihr, vielmehr den Herrn mit offenen Armen empfangen. Dann gebot er ihr, morgen, als an einem Sonntag, zum Heiligen Abendmahl zu gehen, um der Vergebung ganz gewiß zu werden: für den Montag aber erwartete er schon, daß der Gerichtsbote kommen werde, um Allem, was er hatte, die Siegel anzulegen.

So machten sich denn die Drei bereit am anderen Morgen. In der Frühe standen sie auf und sangen fromme Lieder; kein Bissen kam über ihre Lippen, nur einen Schluck reinen Wassers nahmen sie zu sich, denn sie wollten fasten, bevor sie zum Tische des Herrn traten. Dann gingen sie in ihren besten Kleidern in die Kirche; mit Inbrunst sprach die Frau die vorgeschriebenen Worte bei der öffentlichen Beichte, legte alle ihre Sünden und Lästerungen in ihr Bekenntniß hinein; und endlich knieten sie am Altar und empfingen gläubigen Herzens die Hostie und tranken das Blut. Sie kehrten zurück und gingen einen schmalen Steig zwischen ihren Feldern, wo das Korn hinter ihnen zusammenschlug: schwer neigten sich die goldenen Aehren, denn wir hatten ein fruchtbares Jahr; die Sonne schien warm vom Himmel und es war unbeweglich über dem Aehrenfeld. Da ging der Frau das Herz auf über den Segen und es kamen ihr die Thränen in die Augen, denn sie dachte, daß Gott ihr die Lästerungen nicht angerechnet habe und sie wunderbar errettet und daß er dieses Jahr doppelt

und dreifach gab, wie als einen Lohn für das fromme und geduldige Ausharren des Mannes. Der aber sprach liebreiche Worte zu ihr; und sie wies auf die Tochter, die fröhlichen Gemüthes vor ihnen herwandelte, und sprach davon, wenn Diese erst verheirathet sei und sie Enkelkinder hätten und der Schwiegersohn ihm die harte Arbeit abnehmen würde: in wenigen Jahren könnten sie dann die Schäden der vergangenen Zeit wieder bessern.

Als sie zu Hause angekommen waren, aßen sie und die Frau war müde von dem Fasten und der großen Aufregung und Erhebung und begehrte, eine Stunde zu schlafen. Der Bauer schickte das Mädchen fort zu bekannten Leuten im Dorf, dort sich zu vergnügen, ging noch einmal durch die Ställe, die verlassen waren, weil Knecht und Magd gleich nach dem Mittag fortgegangen waren, und schritt dann zur Scheune.

Hier hatte er eine scharfe Axt verborgen, von der Art, wie die Zimmerleute sie zum Beheilen der Pfosten zu gebrauchen pflegen. Diese hatte er in vorigen Tagen noch besonders sorgfältig geschliffen und abgezogen und versuchte sie jetzt, indem er einen Strohhalm an ihr durchschnitt. Dann kniete er nieder zum Gebet; denn jetzt kam sein Plan zum Ende; nachdem er durch seine Erfindungen seine Frau wieder mit Gott versöhnt, wollte er sie ermorden, damit sie das folgende Unheil nicht erlebe, sondern frohen Herzens eingehe in das ewige Leben. Lange rang er im Gebet, denn er war ein weichmüthiger Mann und vermochte nicht der geringsten Kreatur ein Leid anzuthun; und die Thränen fielen ihm aus den Augen auf das Stroh und dicke Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn. Aber nachdem er sich Muth eingeflößt hatte, erhob er sich und ging leise auf den Strümpfen in das eheliche Schlafgemach, wo die Frau auf ihrem Bette mit geschlossenen Augen lag. Er setzte die Schärfe des Beiles an ihrem Hals an und schnitt, nachdrückend, ganz hindurch.

Die Frau öffnete mit entsetztem Ausdruck die Augen, ihre Hände griffen nach seinem Arm und ein pfeifender und röchelnder Laut, kam aus der klaffenden Wunde. Dann versuchte sie, aufzustehen, fiel aber sogleich wieder zurück; und ihre Augen wurden starr. Er kniete am Bett und betete inbrünstig zu Gott, faltete auch ihre machtlosen Hände. Dann drückte er ihr die Augen zu und deckte ein Tuch über die Wunde.

Jetzt wusch er sich die Hände, zog den Rock wieder an, den er vorher abgeworfen hatte, um ihn nicht mit Blut zu besudeln, setzte den Hut auf, mit dem er zum Heiligen Abendmahl gegangen war, und ging zum Schulzen und erzählte ihm, was er begangen habe. In der Nacht wurde er in aller Stille und ohne Aufsehen, wie er inständig gebeten hatte, nach der Stadt ins Gefängniß gebracht. Auch das Kind nicht mehr zu sehen, flehte er; die ganzen Stunden betete er zu Gott, daß er sich des Kindes annehmen möge und begütigt sein mit dem Opfer, das er dargebracht durch sich selber.

Nur kurze Zeit währte es, bis des Gläubigers Leute in das jammervolle Haus eintraten, wo das verlassene Mädchen ohne Rath und Hilfe in einem dunklen Winkel saß. Alles wurde verkauft, Acker, Hof, Vieh, Geräth und Kleider und Leinen; ein geringes Geld, nicht ganz hundert Thaler, blieb übrig, die der Pfarrer für die Waise in die Sparkasse niederlegte, als einen Groschen, wenn sie einmal heirathen würde; den schönen Eichenstamm, den ihr Vater gefällt hatte, als sie

geboren war, einst Ehebett und Schrank für sie zimmern zu lassen, wenn ein Mann sie heimführen werde, und der unversehrt unter dem Brandschutt geblieben war, hatte ein Schlächter erkauft; ihr war nur eine ärmliche Truhe geblieben, mit weniger Wäsche und dem Sonntagskleid und ein billiges Ringlein aus Silber mit einer Locke ihres Vaters darin eingefaßt. Das hatte sie sich erbeten. Der gute Pfarrer sorgte für sie, daß sie in der Stadt eine Stelle als Dienstmagd bekam, wo sie verschüchtert und unter vielen nächtlichen Thränen Arbeit für fremde Leute thun mußte.

Die Aburtheilung des alten Bauern zog sich lange hinaus. Er saß gramvoll, aber gefaßten Herzens in seiner Zelle und las in der Bibel. Als er vernommen wurde, hatte er Alles erzählt, wie es gekommen war, aber der Richter war böse geworden und hatte ihm nicht geglaubt. Er hatte einen Schnurrbart, der ganz in die Höhe gebürstet war, und fragte allerhand sonderbare Sachen: zu welcher politischen Partei er gehöre und ob seine Frau Liebhaber gehabt habe. Da schwieg er erschreckt und antwortete immer nur, er wisse nichts. Einen jungen Mann hatte man ihm als Vertheidiger eingesetzt. Der kam in seine Zelle, lachte und sprach, ihm brauche er nichts vorzureden, sondern er solle nur die Wahrheit sagen, denn er könne dann vielleicht eine Milderung ausfindig machen. Dem antwortete er, indem er auf sein weißes Haar wies, das aber kurz geschoren war, und sagte, er wolle haben, was ihm zukomme, und er habe nie Unwahres geredet, außer zu seinem Weibe, um sie zu trösten und zu beruhigen, und Das brauche er vor keinem Menschen zu verantworten, sondern nur vor Gott. Da wurde der junge Mensch verdrießlich und sagte, die Bauern seien immer mißtrauisch und lögen auch vor Denen, die ihnen helfen wollten; aber er wolle seine Pflicht thun und versuchen, ob man ihn nicht für unzurechnungfähig erklären werde, trotzdem er selbst glaube, daß der Bauer wohl wisse, was er gethan habe. Dann kam ein Arzt und fragte ihn, ob er das Einmaleins wisse, und er antwortete, daß ers in der Schule gelernt habe; er könne auch lesen und schreiben. So stellte dieser Mann noch viele Fragen, deren Sinn er nicht einsah: nach dem Elternnamen seiner Mutter, und wie die Hauptstadt heiße und wer König sei und so fort.

Auch ein Geistlicher trat in die Zelle, im Ornat und mit dem Gesangbuch. Er sah nach der Uhr, die eine doppelte Kapsel von Gold hatte, und sagte, er sei der Geistliche der Anstalt und es sei seine Pflicht, mit ihm zu sprechen und ihn zu ermahnen. Dann setzte er sich auf den Schemel und legte das Buch auf den Tisch. Dem Bauern aber war die Kehle wie zugeschnürt, obwohl er den Geistlichen mit großer Begierde erwartet hatte, und er wußte nichts zu erwidern. Der Geistliche mahnte, er solle die Wahrheit sagen; ob er sich habe vom schnöden Mammon verblenden lassen oder durch den Zorn. Ihm aber war es, als müßten ihm die Thränen kommen, und er fühlte sich ganz hilflos; da sagte er, ob denn nicht der Pfarrer aus seinem Ort kommen könne, der sein Kind eingesegnet habe. Hierauf wurde der Geistliche ungeduldig und der Bauer merkte, daß er sich ärgerte; er sah dann nochmals nach der Uhr und sprach, er habe sehr viele schriftliche Arbeiten zu machen und jetzt keine Zeit mehr, und ob er ihm nicht in irgend Etwas helfen könne. Daß der fremde Pfarrer kommen dürfe, glaube er nicht. Das werde wohl wider die Vorschriften sein. Als der Bauer darauf den Kopf schüttelte, ging er.

So vergingen Monate im Kerker, ohne daß Etwas geschah. Nur wurde der Mann immer blasser und fühlte sich endlich ganz hinfällig.

Inzwischen bekümmerten sich um seine Tochter andere Mädchen, denen sie leidthat, und sie suchten sie zu erheitern durch Zuspruch. Sie waren aber leichtfertiger Natur und nahmen ihre Tröstungen aus ihrem oberflächlichen Gemüth; sie sagten, daß sie nicht an ihr Unglück denken müsse und sich zu dem Zweck zerstreuen solle, denn das Leben sei kurz, besonders die Jugend, und sie könne durch ihr Trauern doch Keinem nützen. So zogen sie das Kind an einem Sonntag nachmittags mit sich hinaus zu einem Spazirgang, wider ihren Wunsch; aber sie mochte die gutherzigen Mädchen nicht kränken. Als sie vor die Stadt kamen, warteten da die Verehrer der Beiden und hatten auch einen Dritten mitgebracht, der gleich ihnen ein Handwerksgeselle war, ein Schuster und lustiges Blut. Dieser machte sich an sie und sagte, er habe keinen Schatz und wolle deshalb mit ihr gehen. Und da sie nicht wollte, redeten ihr Alle zu, sie solle ihr Vergnügen doch nicht stören und es sei doch nichts Schlimmes, wenn sie mit dem Gesellen gehe; auch machte Dieser selbst gar treuherzige Augen. Da ließ sie sich bereden und henkte ihren Arm in seinen, vornehmlich aus Scham darüber, daß Alle so auf sie einsprachen.

Dann gingen die drei Paare zu einem Vergnügungort, der etwa eine halbe Stunde vor der Stadt lag. Hier machten sich die beiden Anderen sogleich auf den Tanzboden, sie aber blieb unten in der Wirthschaft und der Geselle setzte sich zu ihr und bestellte ihr Bier. Dann erzählte er ihr Allerlei, woher er stamme, und daß heute die Fabriken viel billiger arbeiten könnten als die Meister, und daß er sich gar nicht selbständig machen wolle, sondern zusehen, eine gute Stelle in einer Fabrik zu bekommen, wo er viel mehr verdienen, auch die Konzentration des Kapitales und so die endliche Befreiung des arbeitenden Volkes von seinen Ausbeutern befördern werde. Das Mädchen aber dachte seufzend bei sich, daß sie sich in ihrem jetzigen Stande wohl glücklich schätzen müsse, wenn einmal ein Fabrikarbeiter sie zum Weibe begehre.

Als es nun gegen den Abend kam und in der Wirthschaft die Lampen angezündet wurden, die trübe brannten in dem Cigarrenrauch, drängte sie nach Hause. Die beiden anderen Mädchen aber waren in der besten Freude über das Tanzen und wollten erst viel später gehen. Da machte sie sich allein auf den Weg und der Geselle begleitete sie. Nachdem sie eine Strecke von dem Hause entfernt waren, wollte er, daß sie wieder ihren Arm einhenkte; sie weigerte sich, weil sie allein waren; auch fühlte sie Befangenheit und Furcht. Er aber machte Scherz und sagte, wenn er wolle, so müsse sie ihm den Arm geben; und als sie sich wehrte, rang er wie im Spiel mit ihr. Dabei küßte er sie unversehens auf den Mund; sie war zuerst so erschreckt, daß sie nur eine große Nase im Gesicht spürte und nicht wußte, was Das bedeute; als es ihr aber klar wurde, schrie sie und lief von ihm fort, auf dem Wege weiter. Er holte sie bald ien und bettelte in treuherzigen Worten, daß sie nicht böse sein solle; er wolle auch nicht wieder so zudringlich sein. Und da es ihr jetzt ängstlich war, so allein in der Dunkelheit auf dem einsamen Wege fürbaß zu schreiten, so duldete sie wieder, daß er neben ihr herging.

Nachher erzählte er wieder Einiges. Er habe sich ein Uhrgehänge machen

lassen aus einem alten Thaler. Das sei jetzt das Modernste. Dann wiederholte er seine Bitten, ihr aber wurde eigen zu Muth, wie vorhin, jedoch auch wie vertrauensvoll. Sie gab ihm den Arm und ging langsam mit ihm; und er küßte sie wieder, wobei sie nur noch wenig widerstrebte; dann führte er sie noch einsamere Wege und sie konnte nicht mehr recht widerstehen, denn sie wußte auch, daß es doch nichts nützte. Zuletzt setzten sie sich auf eine Bank: und am Ende that er Alles, was er wollte.

Darauf war sie ganz entsetzt und es schien ihr, als wenn die Welt vor ihren Füßen versunken sei. Sie schrie laut und schluchzte unaufhörlich, hörte nicht auf die ermuthigenden Reden des Gesellen und das einzige Wort, das sie zwischen den unverständlichen Tönen vorbrachte, war, daß sie ihren Vater rief. Wohl eine halbe Stunde lang bemühte sich der Geselle, aber sie schrie immer den selben Laut und Ton, schluchzte dazwischen und rief das eine Wort, als wenn sie von Sinnen sei. Da fiel dem Gesellen bei, daß erzählt wurde, ihr Vater sei irrsinnig, und das Grauen packte ihn, daß er fortlief, als wenn er verfolgt werde, bis er die Töne nicht mehr hörte, und dann weiter. Und als er an die Wirthschaft kam und die Lichter sah und die Musik hörte, überkam ihn eine neue Angst und er lief quer über das Feld weg, unter Stolpern und Fallen, daß er alle Richtung verlor und in dem Nebel irrte, der inzwischen gefallen war, bis er sich in der Stadt befand, wo er dann eilig in seine Dachkammer lief, sich ins Bett warf und die Decke über die Ohren zog.

Nachdem das Mädchen eine Weile allein geblieben war, verstummte ihr Schreien und sie begann ein leises Weinen. Dann, nach einer Zeit, stand sie von der Bank auf, ordnete ihre Kleider und machte sich auf den Weg nach der Stadt. Durch den Nebel schienen die Lichter einer Häuserreihe. Da kam der Jammer über sie und sie nahm ihr Kleid hoch, ging einen schmalen Feldweg, der dort abzweigte und zum Feuerteich führte. Als sie vor dem Feuerteich angekommen war, fiel sie auf die Knie, betete zu Gott um Vergebung für ihre Sünde, raffte das Kleid zusammen und stürzte sich kopfüber in das tiefe Wasser, das gänzlich mit Entengrütze bedeckt war.

Als dem Bauern im Gefängniß berichtet wurde, daß man sein Kind aus dem Feuerteich gezogen habe, ging eine Bewegung vor in seinem Herzen, daß er eine ganze Weile starr und unbeweglich sitzen mußte. Dann begann er, für sich zu brüten. Er las nicht mehr in der Bibel, sondern saß auf dem Ende seines eisernen Bettes, den Kopf in die Hände gestemmt. So saß er den ganzen Tag und brütete.

Es glaubte ihm hier Niemand den Grund, den er sagte, weshalb er sein Weib getötet habe. Das merkte er wohl. Auch der Geistliche glaubte ihm nicht, sondern meinte, daß er für seine That irgend eine andere Ursache gehabt habe. Das war doch ein ganz klarer Beweis dafür, daß seine Gedanken unrichtig gewesen sein mußten und daß es sich mit dem Eingreifen Gottes anders verhielt, als er immer gemeint hatte.

Und ferner: wenn seine Gedanken richtig gewesen wären, so hätte Gott doch nicht Das mit seinem Kind geschehen lassen dürfen. Es wurde zwar immer gesagt: Wir sollen Gott nicht richten; aber er mußte doch irgend einen Grund sehen, den Gott gehabt hätte. Es war hier aber kein Grund zu finden. Nun

hatte er schon früher einmal den Gedanken gehabt, ob es vielleicht gar nicht wahr sei, daß Gott die Welt regirt, und ob nicht vielleicht Alles, was hier geschieht, von dem Widersacher ausgeht und Dieser nur die Menschen mit falschen Gedanken betrügt. Stand nicht geschrieben vom Antichrist, daß er sollte los werden aus seinem Gefängniß und ausgehen, zu verführen die Menschen?

Er wußte wohl, daß es hieß: „Welche ich lieb habe, Die strafe und züchtige ich. So sei nun fleißig und thue Buße!“ Aber dann fuhr der Heilige Geist fort: „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an. So Jemand meine Stimme hören wird und die Thüre aufthun, zu Dem werde ich hingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir.“ Aber an seine Thür hatte der Herr nicht geklopft, — nein: er hatte gerufen nach dem Herrn und keine Antwort war ihm geworden. So war er gänzlich betrogen.

Während er aber so nachdachte, fühlte er plötzlich, wie es ganz leer wurde in seinem Herzen und daß er nicht mehr an Gott glauben konnte. Das war, als sei es mit einem Male gekommen, in einem einzigen Augenblick. Angstvoll stand er auf und schlug mit den Fäusten an die Thür des Kerkers, bis durch das runde Loch in der Thür ein Aufseher blickte, der endlich öffnete auf das verzweifelte Gebahren des Mannes. Er flehte ihn an, daß er den Geistlichen zu ihm hole. Doch als Der nach einer Weile kam, war ihm wieder die Kehle zugeschnürt, kaum als er seine Bewegung beim Eintreten gesehen hatte.

Nun grübelte er weiter. Und mitten in diese Zeit kam endlich die Verhandlung, mit Fragen und Reden und vielen neugierigen Menschen und einem großen Saal mit drei Fenstern. Er merkte gar nichts von ihr; und auch, daß er verurtheilt wurde und hingerichtet werden sollte, ging nicht in sein Gemüth, sondern er hörte es nur.

Nun sollte er das Abendmahl nehmen. Aber er wollte nicht und wehrte sich mit allen Kräften. Denn er konnte ja nicht mehr glauben an Gott; wenn aber doch Gott wirklich war, so machte er seine Sache nur schlimmer. Denn wer unwürdig isset und trinket, Der isset und trinket sich selbst das Gericht.

So war er verstrickt in einem Netz, das er nicht zerreißen konnte. Zwei Menschen waren es, die ihn bei den Armen ergriffen und führten, durch lange, lange Gänge, an deren Ende ein kleines Fenster war und viele, viele Thüren an den Seiten; er konnte nicht denken, wie viele Thüren es waren. Dann aus der Thür auf einen Hof, wo ganz weit, ganz weit das Blutgerüst war mit dem wartenden Henker; er wußte nicht, wie lange er gehen mußte. Und dann stand er plötzlich oben und die beiden Männer hatten ihm die Jacke ausgezogen und seine Hände auf dem Rücken gefesselt und neben ihm stand der Geistliche mit dem Kruzifix und sprach Etwas. Aber in seinem Herzen war es ganz leer und er hatte den Glauben nicht. Den hatte ihm der Widersacher auch noch genommen, nachdem er ihm Alles genommen hatte. Und so mußte er sterben als ein ungläubiger Sünder und seine Seele mußte zur ewigen Verdammniß fahren.

Friedenau. Paul Ernst.

Selbstanzeigen.

Gemeinverständliche darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben vom Dr. W. Breitenbach, Odenkirchen.

Unter dem diesen Zeilen vorangestellten Titel beginnen in meinem Verlag soeben in zwangloser Folge kleine, zwei bis drei Bogen starke Hefte in Oktav zu erscheinen, die sich die Aufgabe stellen, die mannichfachen Gedanken der Entwickelunglehre im Allgemeinen und des Darwinismus im Besonderen in leicht lesbarer Form und zu billigem Preis in die weitesten Kreise der Gebildeten zu tragen. Eine der Hauptaufgaben, vor der die Naturwissenschaft unserer Zeit steht, ist die Begründung einer naturwissenschaftlichen, monistischen Weltanschauung im Gegensatze zu den veralteten Anschauungen vergangener Zeiten. Wohl giebt es eine ganze Anzahl größerer Werke, die den Darwinismus auch in allgemeinverständlicher Form behandeln; doch diese Bücher sind sehr umfangreich und auch recht theuer. Ein großer Theil des gebildeten Publikums ist ihnen deshalb bisher ziemlich fern geblieben und verknüpft mit dem Begriff des Darwinismus, im Grunde genommen, nicht viel mehr als den „berüchtigten" Satz: „Der Mensch stammt vom Affen ab". Die „Gemeinverständlichen darwinistischen Vorträge und Abhandlungen" sollen nach und nach alle Fragen des Darwinismus, der Entwickelunglehre und der monistischen Weltanschauung berühren und so dem Leser ein genaues Bild vom heutigen Stande dieses Theiles der modernen Naturforschung und Naturphilosophie geben. Jedes Heft ist selbständig und einzeln käuflich und doch vereint alle ein gemeinsames Band: die Entwickelunglehre. Schon haben zahlreiche angesehene Naturforscher und Schriftsteller ihre Mitarbeit zugesagt und zum Theil bereits Beiträge zur Verfügung gestellt. Ernst Haeckel hat das Unternehmen in einem an den Herausgeber gerichteten Brief freudig begrüßt, der dem ersten Heft als Vorwort beigegeben ist. Dieses Heft, das eine allgemeine Uebersicht über die Abstammunglehre von dem berliner Zoologen Professor Plate enthält, bringt ferner ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Fachausdrücke, deren Erklärung von Heinrich Schmidt aus Jena herrührt. Das Verzeichniß soll in einem späteren Heft fortgesetzt werden. Im zweiten Heft behandle ich die Biologie im neunzehnten Jahrhundert.

Odenkirchen. Dr. W. Breitenbach.

Schutzmann Mentrup und Anderes. Köln, J. G. Schmitz. Preis 1 Mark.

Diese elf Erzählungen und Skizzen habe ich geschrieben, ehe ich mein zwanzigstes Jahr vollendete. Die jüngste davon stellte ich an die Spitze der anderen und sage damit nebenbei, daß mich Berlin magnetisch von der rheinischen Heimath fortgezogen hat; für eine gewisse Zeit wenigstens. Ein paar der vorliegenden Skizzen spielen in London. Während ich das vielfach bittere Buch abschloß, mußte ich mir sagen, daß das „große Publikum" einen etwas angenehmeren Ton, Freundlicheres verlangt; und da ich es, nach Allem, was mir Freunde von ihm erzählt haben, für die anspruchsvollste aller Großmächte halten muß, so dürfte es damit in seinem gutem Recht sein. Einstweilen führe ich noch meinen Kampf dagegen. Und bin ich hier nicht ein Don Quixote, so giebt

es nur zwei Möglichkeiten: Sieg meiner trotz Alledem sich auswachsenden Persönlichkeit oder eine Konzession nach der anderen, schließlich Rückkehr in den Schoß des alleinseligmachenden Publikums, um der Existenz willen. Die Hoffnung ist jetzt noch auf meiner Seite. Alfons Paquet.

❦

Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1900. 16 Mark.

Nicht zum kleinsten Theil beruht die Schwierigkeit, die uns Lecture und Studium philosophischer Werke bereitet, auf der Mannichfaltigkeit von Bedeutungen, die sich mit den philosophischen Fachausdrücken verbinden lassen. Wörter wie Kausalität, Substanz, Kraft, Seele, Idee, Objekt, Ich, Erfahrung, Teleologie, immanent, transzendent, a priori u. s. w. haben allerdings alle einen bestimmten Inhalt, aber da die einzelnen Philosophen in ihren Lehrmeinungen oft sehr beträchtlich von einander abweichen, so kommt dieser Unterschied in den Schattirungen und Nuancen, die jedem Terminus anhaften, zum Ausdruck. Die Ausdrücke, deren sich die Philosophen bedienen, sind Vertreter ihrer Begriffe; und diese wiederum sind der Niederschlag ihrer Theorien. In meinem Wörterbuch ist der Versuch gemacht worden, zu jedem Ausdruck, der sich in der Metaphysik, Erkenntnißtheorie, Psychologie, Aesthetik u. s. w. findet, die Bedeutung, die er bei den wichtigeren Philosophen des Alterthumes, Mittelalters, der Neuzeit bis auf unsere Tage, besitzt, meist mit den eigenen Worten des betreffenden Denkers vorzuführen. Das Werk ist also eine Geschichte der philosophischen Terminologie mit steter Beziehung zu den Ansichten der Philosophen, also eine Ergänzung zu jeder Geschichte der Philosophie. Es soll die Lecture der philosophischen Klassiker erleichtern, dem Studirenden eine Uebersicht über die Entwickelung philosophischer Begriffe gewähren, dem Gelehrten, dem Schriftsteller, dem Lehrer Quellenmaterial zur Illustrirung der eigenen Gedanken bieten.

Wien. Dr. Rudolf Eisler.

❦

Giordano Bruno (Das neue Jahrhundert). **Eine Tragoedie und Ouverture zur neuen Zeit. Mit Vorwort von Ernst Haeckel. Zweite Auflage. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig. Mit Umschlagbild und Buchschmuck von Fidus. 2 Mark, gebunden 3 Mark.**

Wenn ich hier ein eigenes Werk anzeige, so thue ichs nicht, um damit die mannichfachen künstlerischen Intentionen zu verdeutlichen oder begrifflich zu formuliren, die bei Entstehung einer Tragoedie, uns selbst kaum bewußt, dem schaffenden Instinkt vorschweben, in verschiedensten Richtungen durcheinanderwogen und -weben, nur durch das einheitliche Fühlen verknüpft und verklärt. So soll eben auch ein Kunstwerk unzergliedert auf das bloße Fühlen des Beschauers wirken; und wie das Empfinden von nur zwei Menschen in hundert Richtungen auseinandergeht, so wird dem Einen trotz aller Begründung nie einleuchten, was der Andere ohne jede Begründung als groß oder schön empfindet. Die Begründung, der Grund liegt eben in der Wesenheit des Beschauers selbst.

Und auch über ein Anderes füge ich nur ein paar Worte bei, weil ich von verschiedenen Seiten darum gebeten wurde, doch an dieser Stelle einmal ein leises Streiflicht zu werfen auf die Verworrenheit einander widerstrebender Ansichten, die über die „Absichten" dieses Werkes auftauchten. Nach den leipziger wie nach den hallischen Aufführungen zeigte sich das selbe Chaos: stürmische Begeisterung auf der einen, entschlossene Erbitterung auf der anderen Seite, bei Tausenden totale Verworrenheit, die schließlich der Sturm mitfortriß. Mit unzähligen Fragen wurde ich angegangen, die alle darin mündeten, ob ich ein Tendenzstück beabsichtigte. Die Meisten fragten nicht, sondern behaupteten: „Ein ausgesprochenes Tendenzstück!" „Natürlich! Gegen Rom!" „Nein, gegen das Kirchenthum überhaupt!" „Nein, gegen das Christenthum überhaupt!" „Nein, gegen alle Religion!" „Nein, gegen die ganze gegenwärtige Kultur!" Und Andere: „Ja, für das wahre Christenthum!" „Nein, für die wahre Religion!" „Nein, für die ideale Kultur überhaupt!" Einige sahen „eine getreue Wiedergabe des historischen Bruno"; Andere „keine Spur von Bruno! Nietzsche!" „Nein, den Kriegsruf gegen Nietzsche!" Und so weiter. Ich würde auf all Das hier nicht antworten, auch wenn der Raum reichte. Eins nur: ein gewöhnliches Tendenzstück, das der einseitige „Haß diktirte", wollte ich nicht schaffen und schuf ich nicht. Die Liebe muß schaffen, was leben soll: und die Liebe eines Suchenden zur suchenden Menschheit drängte mich zu diesem Werk. Freilich: die Menschenliebe eines bewußt Denkenden deckt sich unendlich schwer mit der eines objektiv Dichtenden. Denn diese verlangt ein gleiches Recht auch für die Gegenspieler, in diesem Fall für Alle, die auf anderem Wege als Bruno das Menschheitglück suchen. Aber weilte nicht meine Theilnahme, so weit möglich, auch bei ihnen? Bei dem papistisch-antiindividualistisch-sozialistischen Campanella? Bei dem stillen Galilei, der fern von Beider und aller Art Weltverbesserung seinen bescheidenen, aber sicheren Pfad exakter Forschung wandelt? Bei dem kirchlich liberalen Sarpi? Beim christlichen Kerkermeister? Ja, bei der Gestalt des Papstes, id est bei einer gewissen Größe seines hierarchischen Gedankens, zu dessen Verwirklichung doch all die anderen Kleriker nur allzu eifrige Handlanger sind? Ja, als ich ihnen Allen, Brunos Wahrheit gegenüber, auch ein gewisses Recht, ein „Recht" in Anbetracht der für Bruno unreifen Zeitverhältnisse, einräumte: legte ich nicht ‘ahnend gerade ein tragisches Moment? Die Tragik des mit der Gesammtheit seiner Zeitgenossen in Konflikt gerathenden, weil über seine Zeit — seherisch, und doch blindlings — hinausstürmenden Genies? Und zeigt meine Sympathie nicht auch die Tragik des Ewig-Menschlichen? Denn irrt nicht schon beim Ansturm der Prophet in seinem wilden Lauf? Da der Falter seines Geistes, der zu großen Sonnen sich hob, abgleitend zu einer Blume sich senkt, der übermenschlich Wollende in die Schwäche des Ewig-Menschlichen sinkt? Der den Beruf — Das heißt: die Pflicht — der Menschheiterlösung in sich Fühlende, der auf das Allwohl der Menschheit Gerichtete in der Vereinzelung seines genießenden Ich sich verliert, sein großes, prophetisches Ich verliert? Und wenn er, es geklärter wiederfindend, dem Ideal der Reinheit des großen Ich, der reinen Freiheit des selbständigen Gott-Menschen begeistert „lebt und stirbt" und ich wohl auch selbst hier mit Begeisterung bei ihm verweile, wenn ich den Helden im — instinktiv geahnten — Darwinismus nicht die Mine sehen lasse, die alle hehrsten Ideale menschlicher

Vollkommenheit untergräbt, sondern den natürlichsten Grund und Boden, auf dem diese Ideale in die Wirklichkeit wachsen, — weil ja die Wirklichkeit in dem bisherigen Entwickelungfortschritt die wirkliche Gewähr für den weiteren Menschheitfortschritt erbringt, die herrliche Perspektive einer schrankenlosen geistig-sittlichen Vervollkommnung eröffnet, die Schranke zwischen Mensch und „Gott" bricht? Und wenn ich so, nicht als Schwärmer, sondern auf dem Grunde der Wirklichkeit, zur Gottwerdung des Menschen aufrufe: ist Das nun gehässige Tendenz? Gehässige Tendenz, wenn ich, als Dramatiker in Praxis umsetzend, als Ethiker und Metaphysiker in die Ferne fortsetzend, was als Physiker Haeckel kraftvoll begann, dem Verehrten dies Werk widmete?

Eine Nebenfrage: Macht man mich denn auch in technischer Hinsicht gleich zum „Naturalisten", weil ich Hauptmann ein Werk widmete? Weil ich nämlich die vollendete Technik des Naturalismus bewunderte, in ihm eine gesunde Reaktion sah, eine Basis, auf der eine Zukunftkunst zu gründen wäre, die natürlich sei, aber freilich auch groß. Denn eine bewundernswürdigste, glänzendste Fingerfertigkeit ergiebt noch nicht die nothwendig von einer hinreißenden Idee getragene große Symphonie. Die alle einzelnen Theile verknüpfende große Idee vollendet erst das einheitliche große Kunstwerk. Nicht aber soll die Idee sich prahlerisch oder schulmeisternd vordrängen (eine Klippe, die gerade bei „Bruno", wo es sich um die Verkündung eines „neuen Evangeliums" handelt, unendlich schwer zu umschiffen war). Das ideale Kunstwerk gleiche dem Strom, der an der Hörer Seelen vorüberrauscht wie an verstäubten Gewanden, die in den Strom getaucht wurden. Das Gewand wird rein, aber es merkt es nicht. Der Strom spült es rein, aber er will es nicht. Beim nackten Naturalismus jedoch vermisse ich schmerzlich alle erhebende Größe; und mein Streben nach ihr könnte mich gar — wenn auch fälschlich — als seinen einseitig tendirten Gegner erscheinen lassen.

Um zum Hauptthema zurückzukehren: den Vorwurf „gehässiger Tendenz" könnte ich den Angreifenden viel eher machen, wenn ein — sonst zwar angesehenes — katholisches Blatt das unglaubliche Urtheil fällt: „Gute Hasser sind sie Alle: Sarpi, Bruno, Borngräber und Haeckel!" Die beiden Ersten wollten eben so das Beste, wie der Letzte es möchte. Und eben so will ichs. Jenes Urtheil ist nicht nur eine Ungerechtigkeit gegen mein bescheidenes Ich, sondern auch gegen die große Geschichte. Der Giordano Bruno der Geschichte hat sich gewiß manchmal zu Entrüstung, ja, zu Spott über die Verderbtheit der damaligen Kirche hinreißen lassen; aber, abgesehen davon, daß es auch dazumal noch — und dazumal schon — schwer war, über Rom „keine Satire zu schreiben": macht ein im Drang des Augenblicks, ein in der Hitze der Leidenschaft übersiedendes herbes Wort gleich zum prinzipiellen, tendenziösen „Hasser"? Und — wenn ich ein Bild aus dem Drama brauchen darf — um das Eis erst einmal zu schmelzen, ist auch eine gewisse Gluth, eine Uebergluth erforderlich. Jene Uebergluth der Leidenschaft kennzeichnet ja gerade die für reinste Ideale Begeisterten. Und nun gar der bescheidene — nicht nur kirchlich-katholische, sondern sogar christliche — Sarpi ein „Hasser"! Und wenn der Urtheilende Bruno und Sarpi vielleicht in der Hauptsache nur aus meinem Drama kennt: vielleicht machte ich sie zu Hassern? Ich muß doch wohl, denn in die Reihe der „Hasser" stellt er ja auch mich. Doch zeichnete ich nicht gerade den der einseitigen Tendenz be-

schuldigten Sarpi als den Allerunparteiischsten, Allergerechtesten? Legte ich nicht ihm gerade das Wort in den Mund:

„Das Recht liegt in der Regel in der Mitte,
Drum wählt man zwei verschieden denkende Richter"?

Ist nicht er es, der dem Himmelstürmer Bruno, der zu Beginn seines Laufs sogleich das ganze Christenthum über den Haufen rennen möchte, ruhig und fest gegenübertritt mit den Worten:

„Du siehst den alten, ewig klaren Wein
In einem arg besudelten Gefäß,
Drum ekelt Dich davor"

oder später dem Idealisten, „milde wehrend":

„Sagt mir, was frommt dem armen Mütterchen
Solch unergriff'ner Lehre hoher Flug"?

Doch man könnte sagen: Bruno bleibt jedenfalls ein glühender Hasser. Bleibt? Freilich, wenn er bei seinem ersten Auftritt, als Mönchgesang ihn aus seinem Jauchzen über die soeben zum ersten Mal empfundene volle Göttlichkeit des Universums jäh herausreißt, erbittert in die Pausen des Gesanges einfällt:

„Ich höre das heilige Kriegsgeheul
Meiner lauernden Feinde!
In Massen trotten sie an!
Ihr Heerdenschafe!
Aber seid auf der Hut!
Es naht Eurer Hürde
Der Leu! (Sie beugen sich vorm Kreuz; Bruno schweigt.)
Wie sie mich mustern!
Ich mustre Euch auch!
Ihr heiligen Weiber-Anbeter!
Die soll'n für Euch betteln?
Weil Ihr zu Thaten zu träg?!
Gehabt Euch wohl, Ihr Ritter vom geschorenen Verstand!
Wie schäm' ich mich solcher Feinde!"

so klingt Das wohl wie Haß, der sich sogar zum Christushaß versteigen will, wenn gleich darauf der ganze verhaltene Unwille Brunos hervorbricht:

„Bist Gottes Sohn, so steig herab vom Kreuz!
Zerschmeiß dies hohle, thönerne Getöpf!
Das quäkt und plärrt
Und, ohne Mark, vor seinem Machwerk kriecht!
Ich krieche nicht wie diese schleichenden Schlangen!
Kein elender Erdwurm!
Zum Aether schwingt mein Flug, dem Adler gleich,
Und jauchzt über Dir!

(Er breitet triumphirend seine Hand gleichsam über dem Kruzifix aus. Plötzlich erschrickt er vor sich selbst. Wie vom Blitz getroffen, zuckt sein Arm herab und die Hand legt sich auf die Brust)."

Aber ist nicht schon in diesem letzten Moment die Perspektive seiner Weiterentwickelung gezeichnet? Der Held bleibt doch nicht, der er im Anfang erscheint.

Nachdem nach Schluß des zweiten Aktes Brunos Klärungprozeß begann: weichen nicht allmählich die Blitze jäher Ausbrüche den Sonnenstrahlen sich selbst überwindender Liebe? Das Volk macht sich im dritten Akt über den Pater lustig, dem es sonst nachplärrt; und Bruno ruft streng ins Volk hinab:

„Ernst, Freunde! Zöge gern auch ihn empor;
Leid thut mir dieser Mann. Wie könnt Ihr lachen?"

Und wie verhält sich der geklärte Bruno zur Person Jesu? Als der christliche Kerkermeister dem an die Selbsterlösung Glaubenden entgegenhält:

„Ich glaube nur an Gott. Glaubt meinem Herrn!
Mein Jesus ist mir meine Lebenskraft
Und ohn' ihn wär' ich nichts. Ja, ohn' ihn wär' ich
Zerquält, stützelos, zu jedem Guten hilflos",

erwidert ihm Bruno versöhnlich:

„Dann gehe hin, mein Freund, und freu' Dich noch
An Deinem Glauben; dient er Dir als Stütze,
So rank' an ihm empor . . .!"

Das letzte Stadium zeigt vor der Person Jesu Achtung, Verehrung, Liebe. Nicht in Haß: in Schmerz löst er sich von ihm. Wehmüthig ruht sein Blick auf der Bibel:

„ . . . Und doch! — es war so schön! —
O gute Mutter! —
Da Du des Kindes stillem Lauscheohr
Die lieblichen Geschichten all erzähltest
Und schöne Bilder in die Seele maltest!"

Und will man Das ganz auf Rechnung des kindlichen Fühlens setzen: als man ihm am Scheiterhaufen das Kruzifix reicht, in den Anblik des Heilands versunken, sagt er:

„Wozu reicht Ihr mir Das? Um mir zu zeigen,
Daß für die Wahrheit man kann sterben? Denn
Du wähntest, sie zu sehn; — und — sahest viel. —
Es trübte Dich ein nächtiges Jahrtausend
Und träumte einen Kindeswundertraum.
So träume weiter denn auch Du, Jahrhundert!
Ich will Dich aus dem schönen Traum nicht stören.
Ich habs gefühlt: es schmerzt den Schlummernden,
Wenn grell der erste Morgenstrahl ihn quält.
So müßte auch den großen Schmerz empfinden
Ein kommendes Jahrhundert . . . Doch es kommt!
In meinen Flammen glüht sein Morgenroth!
Schwer aber ist die Trennung von dem Schlaf,
Wenn einst den stillen Freund es von sich weiset, wie jetzt ich.
(Er reicht das Kreuz zurück und blickt gläubig gen Himmel.)"

Schon diese kurzen Striche werden genügen, um den gegen mich geschleuderten Vorwurf „gehässiger Tendenz" zu entkräften, der meine Freunde gekränkt hat.

Stendal. Otto Borngräber.

Die Dame.

Wo man auch die Probleme, die mit dem Weibe im Zusammenhang stehen, anfassen mag: immer wird man auf etwas unlösbar Widerspruchvolles stoßen. Nirgends liegen die äußersten Gegensätze so unmittelbar neben einander wie hier. Durch die ganze Geschichte menschlicher Entwickelung erscheint das Weib in einem seltsamen Zwielicht: bald als ein übermenschliches, bald als ein untermenschliches Wesen, halb göttlich oder halb teuflisch, als Prophetin und Sybille mit wunderthätigen Eigenschaften ausgestattet oder als Hexe und Zauberin von dämonischen Kräften besessen. Diese Mischung von Aberglauben und Vorurtheilen macht sich im günstigen und im ungünstigen Sinn geltend und bewirkt auch in der sozialen Stellung des weiblichen Geschlechtes eine widerspruchvolle Ungleichheit. Unterdrückung bis zur Sklaverei und Verherrlichung bis zur Anbetung. Wenn man den Psychologen Glauben schenken darf, läge schon tief in der seelischen Konstitution des Weibes das Bedürfniß nach Unterordnung. Mag sein: thatsächlich wird das Weib durch Gesetz und Sitte fast bei allen Völkern und zu allen Zeiten in die Gewalt des Mannes gegeben. Auch im modernen Staat ist das Weib als Tochter, als Gattin, als Mutter zu einer weitgehenden Abhängigkeit verurtheilt und die Frau als selbständige Erwerberin, als Beamtin, als Lehrerin, als Arbeiterin bekommt es empfindlich zu fühlen, daß das weibliche Geschlecht als das minderwerthige und zur Dienstbarkeit bestimmte gilt. Und doch ist es zu einer Lebensform gelangt, in der es das Vorrecht unumschränkter Herrschaft genießt. Das Weib als Dame: sagt man zu viel, wenn man behauptet, daß unter dieser Form ein Theil des weiblichen Geschlechtes die glänzendste und genußreichste Oberhoheit besitzt? Ist die Dame nicht die wahre Herrin und Königin der bestehenden Gesellschaftordnung? Gehören nicht ihr die werthvollsten Begünstigungen und Annehmlichkeiten, die diese Ordnung zu geben hat? Lebt sie nicht herrlich und in Freuden?

Zwei Dinge sind die Voraussetzung für diese Existenz: Vermögen und Schönheit. Allerdings berechtigt auch die Abkunft aus einer sogenannten guten Familie dazu; aber die geborene Dame, die nicht von Hause aus versorgt ist, muß gewöhnlich vom Thron herabsteigen, um zu arbeiten, wenn sie nicht in der Schönheit das Mittel besitzt, einen reichen Gatten und mit ihm eine angemessene Lebensstellung zu gewinnen. So kann man wohl Schönheit als die erste Lebensbedingung der Dame bezeichnen. Und zwar die durch kunstvolle Pflege gehobene Schönheit noch mehr als die blos natürliche. Die Künste der Toilette, in denen der weibliche Geschmack eine so hohe Meisterschaft erreicht hat, gehören zu den wichtigsten Lebensaufgaben der Dame. Nicht ohne Ironie hat Balzac ihr Leben so geschildert: „Sie liebt es, ihre Haare zu glätten, zu parfumiren, ihre rosigen Nägel zu bürsten, in Mandelform zu schneiden, ihre zarten Gliedmaßen häufig zu baden . . . Ihre Finger scheuen sich, andere als weiche, zarte, duftende Dinge zu berühren . . . Ißt sie? Das ist ein Geheimniß. Theilt sie die Bedürfnisse der übrigen Arten? Das ist ein Problem . . . Lieben ist ihre Religion . . . Liebe zu ernten, ist das Ziel all ihres Strebens, Verlangen zu wecken, das ihrer Geberden. Sie sinnt Tag und Nacht auf neuen Schmuck, nur auf die Mittel, zu glänzen, und verbraucht ihr Leben, um ihre Roben zu mustern,

um Fichus zu zerreißen . . . Sie fürchtet die Ehe, weil sie ihr die Taille verdirbt; aber sie tritt in die Ehe, weil sie ihr Glück verheißt."

Der Mann aller Klassen ist während der europäischen Kulturentwickelung zum Typus des Nützlichen geworden, das Weib als Dame zum Typus des Schönen. Das ist um so bemerkenswerther, als darin eine Umkehrung der natürlichen Ordnung liegt; denn bei allen höheren Thieren und auch noch bei allen wilden oder halbwilden Völkern ist der Schmuck, die glänzende Ausstattung der Erscheinung, also die Betonung des ästhetischen Prinzips, das auszeichnende Vorrecht des männlichen Geschlechtes. Auch die Griechen haben unter dem Ideal der höchsten menschlichen Vollendung, dem Kalokagathos, einen Mann verstanden. Alle Vorzüge, die später Eigenthum der Dame werden — die raffinirte Pflege des Körpers, die vollendete Anmuth in Sprache und Geberden, das harmonische Gleichgewicht körperlicher und geistiger Ausbildung, der sichere Takt in der Beherrschung der Umgangsformen, das wohlabgewogene Maß, die sittliche Besonnenheit —: als schöne Männlichkeit hat sie die griechische Kultur gefeiert. Die Krone der Schöpfung zur Zeit der Hellenen war der Mann; in der Kultur der modernen Völker ist sie, wenigstens im gesellschaftlichen Leben, die Dame.

Man könnte wohl die Stellung des Weibes als Dame aus einer Entfaltung und Geltendmachung spezifisch weiblicher Genialität zu erklären versuchen. Zwar gilt es heutzutage für ausgemacht, daß wahres Genie nur beim männlichen Geschlecht auftritt. Vielleicht übersieht man aber, daß die weibliche Genialität sich gewöhnlich auf andere Gebiete erstreckt als die männliche. Eine solche spezifisch weibliche Genialität — wenn auch durchaus nicht eine ausschließlich weibliche — ist die Genialität des geselligen Verkehrs, die Gabe, die eigene Persönlichkeit durch die Umgangsformen zum Ausdruck zu bringen. Als die Sitten in Mitteleuropa sich milderten und Raum für verfeinerte Bedürfnisse gewährten, hat das weibliche Geschlecht bestimmend auf die herrschenden Verhältnisse einzuwirken begonnen. Denn nun lagen die Dinge innerhalb des weiblichen Geschlechtes ganz anders als im Alterthum und rechtfertigten einigermaßen die Auffassung, durch die das Weib zum höheren Wesen aufstieg. Die vornehmen Frauen des Mittelalters besaßen den Vorzug geistiger Bildung vor den Männern ihres Standes. Sie waren es, die in den Fragen der „Moralität", nämlich der schönen Sitte und des tadellosen Benehmens, das entscheidende Urtheil hatten; sie verstanden sich auf das richtige Maßhalten in allen Dingen, das im Mittelalter die Ehren der höchsten Tugend genoß, vielleicht dem Gesetze gemäß, nach dem die Männer jedes Zeitalters am Meisten gerade Das an den Frauen schätzen, was ihnen selbst abgeht. Auch waren sie kundig des Lesens und Schreibens, jener Künste, die nach mittelalterlichen Anschauungen sich mit den Beschäftigungen und Aufgaben des Mannes nicht vertrugen und dem weiblichen und geistlichen Sinn entsprachen. Gerade die Verwandtschaft zwischen der durch die Religion verherrlichten Sinnesart und den Tendenzen der weiblichen Natur mußte dazu beitragen, in einer christlich-religiösen Epoche die Werthschätzung der Frauen zu steigern. In ihnen hatte der Kompromiß zwischen Christenthum und natürlichem Leben, der in den Maximen der katholischen Kirche zum Ausdruck gelangt, seine ersten vollkommenen Repräsentanten gefunden. Nicht die Männer: die Frauen waren die Träger der kirchlichen Kultur in der weltlichen Lebensführung.

Doch wie hoch man auch die kulturelle Bedeutung der mittelalterlichen Frau anschlagen mag: es scheint, daß dem Manne ein eben so großer Theil an jener außerordentlichen Wandlung zuerkannt werden muß. Allzu deutlich verräth die Dame ihre Herkunft aus der erotischen Phantasie des Mannes. Ihrem Wesen nach besteht das ritterliche Empfinden gegenüber dem Weibe in einer Differenzirung der Männlichkeit selbst, Das heißt: in einer Abänderung der das erotische Triebleben begleitenden Vorstellungen. Denn im letzten Grunde ist doch auch für die soziale Stellung des weiblichen Geschlechtes das sexuelle Moment bestimmend. Ein Blick auf die historische Entwickelung der erotischen Beziehungen wird das am Besten verdeutlichen.

Es ist bekannt genug, daß die Liebe bei den Völkern der alten Kultur hauptsächlich auf Individuen des gleichen Geschlechtes gerichtet war. Ueber die griechischen Frauen jedoch herrschte der männliche Geschlechtstrieb in seiner härtesten und despotischesten Form und bestimmte aus seinen Bedürfnissen heraus die Bedingungen ihres Lebens. Die Hellenen und auch die Römer der älteren Zeit stehen in ihrem psychosexuellen Charakter den orientalischen und barbarischen Völkerschaften ganz nah; ihre erotischen Beziehungen vollziehen sich unter den Vorstellungen unbedingter Herrschaft des Mannes über Körper und Seele des Weibes. Das Weib als bloßes Geschlechtswesen, als Besitzgegenstand, eingeschlossen in die vier Wände des Hauses, aber nicht einmal dessen Verwalterin, Gebärerin der Kinder, aber nicht einmal deren Erzieherin —: Das ist die Form, die die griechische Erotik dem legitimen Leben zwischen Mann und Weib gab. Und jene weiblichen Wesen, denen die männlichen Ansprüche mehr Freiheit der Entwickelung gestatteten, waren von den bürgerlichen Ehren ausgeschlossen und standen um eine Stufe tiefer im Range der Weiblichkeit.

Man kann den Typus dieses Verhältnisses als den primitiven oder herrischen bezeichnen. Primitiv und indifferenzirt wie der Trieb, dessen Ausdruck er ist, hat dieser Typus zum ganzen Inhalt den Zweck der Gattung, die Fortpflanzung. Von einem Versuch, die Interessen der Gattung mit denen der Persönlichkeit auf einer höheren Stufe des Empfindens zu vereinen, von vertiefteren, individualisirten Beziehungen und geistiger Gemeinschaft findet man dabei kaum eine Spur. Die Gegensätzlichkeit zwischen Gattung und Persönlichkeit ist noch nicht Problem geworden; aus dem einfachen Grunde, weil die Persönlichkeit noch im Embryo steckt oder weil selbst in den hervorragendsten Individuen die sexuelle Sphäre noch nicht individuell differenzirt, noch nicht mit Persönlichkeitgehalt erfüllt ist. Auch nach dieser Richtung erscheint Plato als der Vorläufer und Verkündiger eines neuen Zeitalters; er, dieses „schönste Gewächs des Alterthumes", dessen Persönlichkeit und Anschauungen schon die Symptome der welthistorischen Krankheit aufweisen, die als Entzweiung von Geist und Natur, von Körper und Seele das geistige Leben des nächsten Jahrtausends bestimmen sollte. Denn vielleicht war die letzte Ursache dieser Krankheit, in den dunklen Untergründen des menschlichen Bewußtseins verborgen, nichts Anderes als der Konflikt zwischen Gattung und Persönlichkeit.

Bei diesem Konflikt, den noch Kant in seiner Metaphysik der Sitten dahin formulirt, daß sich im Geschlechtsakt der Mensch selbst zur Sache macht, „welches dem Recht der Menschheit an seiner eigenen Person widerstreitet", kam das

Weib zunächst schlecht weg. Es besaß zwar in der frühchristlichen Welt, sofern es nicht als Geschlechtswesen, sondern als „Schwester" betrachtet wurde, die gleiche Verpflichtung zur Ueberwindung des Geschlechtes und die gleichen Anrechte auf ein ungeschlechtliches Himmelreich, wie der Mann, aber es war gleichzeitig für den Mann ein Gegenstand der Versuchung, dasjenige Wesen, das in Gestalt der Eva „die Uebertretung eingeführt" und die verhängnißvolle Frucht Adam angeboten hatte. Die weniger subtilen Geister verwechselten damals wie heute das Objekt der Begierde mit der Begierde, was besonders grell durch die fanatische Formel des Heiligen Hieronymus ausgedrückt wird, die das Weib „die Pforte der Hölle" nennt. Diese Männer des innerlichen Zwiespaltes konnten den schmerzlichen Konflikt, der ihre Seelen zerriß, nur lösen, wenn sie das Weib zugleich mit der ganzen Welt der Zeugung von sich abthaten. Trotz aller Theilnahme der Frauen am christlichen Propheten- und Märtyrerthum, trotz all ihren wohlerworbenen und im Evangelium verbürgten Rechten auf Gleichstellung, wird daher weder die erotische noch die juridische Stellung des Weibes in den ersten christlichen Jahrhunderten wesentlich geändert.

Aber in der Entwickelung der jungen Rassen behauptet das Irdische sein Recht und findet einen ästhetischen Ausdruck in der Gemüthsstimmung Derer, die durch ihre Anlagen und Neigungen wurzelecht mit dem Erdendasein verwachsen sind: in den Künstlern, den Dichtern und der Elite der Weltmenschen, die mit Künstlern und Dichtern gemeinsam dem menschlichen Dasein eine neue, edle Form zu geben streben. Das Leben in hohen und ekstatischen Illusionen, dieses auszeichnende Merkmal der mittelalterlichen Geistesrichtung, ergreift in Gestalt des Frauendienstes das sexuelle Gebiet und bringt ein neues Phänomen in der männlichen Psyche hervor. Diese Differenzirung der Männlichkeit, die mit der ritterlichen Erotik zum ersten Mal in die Welt tritt, ist eine der größten Errungenschaften des Mittelalters; denn sie ist es, die einen neuen Typus des Verhältnisses zwischen Mann und Weib erschafft.

Die Abhängigkeit vom Weibe, in die der Mann durch seine geschlechtliche Natur gebracht wird, jene Abhängigkeit, von der die Männer der antiken Kultur sich dadurch zu befreien suchten, daß sie sich zu unumschränkten Herren des Weibes machten, die Männer der asketischen Christlichkeit aber dadurch, daß sie auf das Weib überhaupt verzichteten, verwandelt sich nun in eine freiwillige, ehren- und freudvolle. Aus dem Stolz vornehmer Naturen, die ihre eigene Wesensart als Bürgschaft und Rechtfertigung empfinden, geht die Verherrlichung und Verklärung des Weibes hervor, die dem ritterlichen Geschlechtsverhältniß zu Grunde liegt. War der Mann abhängig vom Weibe, so konnte das Weib nichts Anderes sein als die hohe Herrin, der zu dienen ein Vorrecht und eine Gunst war. Die Ritterlichkeit des Mannes gegenüber dem Weibe ist mit den edelsten Eigenschaften der menschlichen Natur verschwistert: mit dem Stolz, der nur dort dienen will, wo er verehrt, der Großmuth, die jede Unterstützung in eine Huldigung verwandelt, der Selbstverleugnung, die an den eigenen Vorzügen erst Freude empfindet, wenn sie zu Gunsten Anderer thätig werden. Alle Hoheit, aller Ueberschwang, alles Raffinement einer neuen Kultur strömt jetzt in der erotischen Sphäre zusammen und verkörpert sich leibhaftig in dem Bilde der Dame. Ja, sogar ein Hauch religiöser Inbrunst, ausgehend von der Verehrung der Himmelskönigin,

„der höchsten Dame, der reizenden Heiligen Jungfrau, die der eigentliche Gott des Mittelalters war“ (Taine), fehlt in diesem Kultus des Weibes nicht. Die Liebe erhebt die neue Generation in Zustände schwärmerischer Trunkenheit. Dante, der sagte: „Ich lausche, wenn in mir die Liebe spricht; was sie mir eingiebt, schreibe ich nieder“, macht aus der Geliebten die Führerin in die höchsten Sphären der Geistigkeit, hüllt ihre Gestalt in den mystischen Königsmantel der Allegorie und knüpft an ihren Namen die letzten Geheimnisse des Himmelreiches.

Die ritterliche Vorstellung vom Weibe ist zur Grundlage des höheren europäischen Gesellschaftlebens geworden, dessen Mittelpunkt die Dame bildet. Auch nachdem die Blüthezeit des höfischen Lebensideales und zugleich die glänzende Mode des Frauendienstes längst vorüber war, verlor die Dame nicht mehr ganz das Prestige des höheren Wesens. Doch was zuerst der Ausdruck einer enthusiastischen Ueberzeugung war, nimmt allmählich die Gestalt einer bloßen Konvention an. Die Ritterlichkeit sinkt zur Galanterie herab.

Während der geschmeidige, rastlose, wandlungfähige Genius des männlichen Geschlechtes mit fortschreitender Civilisation sich aller Mittel geistiger Kultur bemächtigt, bleibt die Dame in dem Reich der Galanterie zurück und löst sich aus dem lebendigen Prozeß der Entwickelung. Zwar bietet sich auch in der späteren Verflachung für ihre Herrschaft noch Spielraum genug; und die Kulturgeschichte des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, insbesondere die Frankreichs, wird in wesentlichen Zügen durch den Einfluß der Dame bestimmt. Aber das Künstliche und Hohle, das sich hinter dem äußerlichen Glanz dieser Epoche verbirgt und erst in jenem ungeheuren Zusammenbruch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ganz zu Tage tritt, ist zum nicht geringen Theil auf das Künstliche und Hohle in der Existenz der tonangebenden Frauen zurückzuführen. Die Galanterie, eine frivole und heuchlerische Manier, gesteht der Dame den Schein der Ueberlegenheit zu, um sie in Wahrheit auf den Platz zwischen Kindern und Unmündigen hinabzudrücken, der dem Weibe nach den Vorstellungen der herrischen Männlichkeit zukommt. Der Mann, doppelt überlegen durch seine physische wie geistige Ausrüstung, benutzt die Galanterie als Mittel, um sich die Machtansprüche der Dame vom Leibe zu halten. In dem selben Maß, wie der Abstand zwischen der männlichen und der weiblichen Bildung zunimmt, verengert sich die Sphäre, die der Dame eingeräumt ist. Alle großen und ernsten Probleme des Lebens sind daraus verbannt; der Salon, in dem die Dame herrscht, ist nicht viel mehr als ein modernisirtes Gynaeceum, bewohnt von eleganten Puppen, deren oberste Aufgabe ist, sich zu schmücken, um zu gefallen.

Es ist ein theurer Preis, mit dem die Dame ihre Herrschaft bezahlt. In dem Bestreben, diese Herrschaft zu erhalten, muß sie sich hinter eine reaktionäre Tradition verschanzen. Als Repräsentantin des Schicklichen ist sie in einen bedenklichen Gegensatz zum Natürlichen gerathen, das in der Region der Dame zum Unanständigen wird. Ganz feindlich aber steht sie allen Neuerungen gegenüber, die eine moderne Weltanschauung in das Leben des weiblichen Geschlechtes einzuführen versucht.

Es liegt in dem Begriff der Dame selbst Etwas, das sich mit dem Begriff der freien Persönlichkeit nicht verträgt. Das Weib als Dame, scheinbar auf den höchsten Gipfel der schönen Menschlichkeit erhoben, führt als Individualität ein

Leben innerhalb eng gezogener Schranken. Nicht auf freie Entfaltung des Individuellen, sondern auf die Ausbildung und Bewahrung einer Konvention sind die Bedingungen der Damenschaft gestellt. Der Mann des ritterlichen Zeitalters verehrte in der Dame seines Herzens weniger eine bestimmte, ausgeprägte Individualität als vielmehr einen Komplex von Tugenden und Vorzügen nach konventionellen Begriffen. Daher vollzog sich der Verkehr zwischen der Dame und ihrem Ritter in ziemlicher Ferne und ließ im Grunde eine intimere Lebensgemeinschaft gar nicht zu. Dieses Element des innerlichen Fremdseins ist untrennbar mit dem Wesen der Dame verknüpft; es bildet eine Scheidewand zwischen den Geschlechtern, die nicht beseitigt werden kann, ohne daß zugleich ein Stück von dem Wesen der Dame fällt.

Mit den Ideen der großen französischen Revolution, als die Rechte der Persönlichkeit auch unter den Frauen reklamirt werden, treten aber die Vorstellungen der Gleichheit und der Gemeinsamkeit zwischen Mann und Weib in den Vordergrund. Die Erkenntniß, um welchen Preis die Erziehung zur Dame erkauft wird, entwerthet die Vorrechte, die damit verbunden sind, und der Trieb nach freier Selbstbestimmung bewirkt in einzelnen weiblichen Individuen eine auf völlig geänderten Voraussetzungen beruhende Annäherung an das männliche Geschlecht. Sie lehnen sich gegen die unwürdige und unfreie Stellung auf, die das Gesetz dem weiblichen Geschlecht anweist; aber sie verschmähen zugleich die Huldigungen des gesellschaftlichen Verkehrs, die aus einer phantastischen Auffassung der Weiblichkeit hervorgehen.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, verdient die moderne Frauenbewegung eine andere Würdigung, als man ihr gewöhnlich zu Theil werden läßt. Denn in diesen Vorstellungen der Gemeinsamkeit trägt sie den werthvollsten Bestandtheil einer neuen Ordnung zwischen Mann und Weib mit sich; indem sie Etwas, das sich vielleicht als Unterströmung schon lange in den Beziehungen der Geschlechter vorbereitet hat, zum System erhebt und eine Lehre daraus macht, bringt sie es erst ganz zum allgemeinen Bewußtsein und verleiht ihm die suggestive Kraft, durch die es vorbildlich weiter wirken kann.

Schon Mary Wolstonecraft beleuchtet in ihrer „Vertheidigung der Rechte der Frau" (1792) -- einem Buche, das alle Richtunglinien der späteren Frauenbewegung enthält — die Mängel, die aus der Erziehung zur Dame entspringen, und kommt zu dem Schluß, „daß es gut wäre, wenn die Frauen nur angenehme, vernünftige Kameraden wären, ausgenommen ihrem Geliebten gegenüber." Diese „Ausnahme" bedeutet jedoch eine blos subjektive Einschränkung. Zugleich mit der beginnenden Umwandlung in der sozialen Stellung des weiblichen Geschlechtes vollzieht sich eine Umwandlung des erotischen Verkehrs. Als eine geistig-körperliche Gemeinschaft auf der Basis individueller Anziehung und Ergänzung ist der kameradschaftliche Typus des Geschlechtsverhältnisses zu einem neuen Ideal der Liebe geworden.

Die Voraussetzung dafür ist allerdings eine Veränderung auch in der Natur des Mannes. Nur die männlichen Individualitäten, aus deren psychosexueller Beschaffenheit das Bedürfniß entspringt, sich in der Liebe an ein ebenbürtiges Wesen zu wenden, werden die Vorstellung der Gemeinsamkeit an die Stelle setzen, die in dem primitiven Verhältniß die Vorstellung der Herr-

schaft, in dem ritterlichen die Vorstellung der freiwilligen Unterordnung einnimmt. Vielleicht bezeichnet man diesen kameradschaftlichen Typus am Besten als eine Uebertragung der antiken Liebesvorstellungen, wie sie den sinnlich-übersinnlichen Freundschaftbündnissen zwischen Jüngling und Mann zu Grunde lagen, auf das Verhältniß von Weib und Mann. Was in Platons Symposion als höchste Liebe zwischen einem jüngeren und einem älteren Freunde geschildert wird, ist für das moderne Empfinden nichts Anderes als die Darstellung der edelsten heterosexuellen Beziehungen.

Mit dem Ideal der Gemeinsamkeit hat die Frauenbewegung eins der Vermächtnisse aufgegriffen, die die Renaissance kommenden Jahrhunderten hinterließ. Die freie Persönlichkeit, die Gleichberechtigung der Geschlechter zum Zwecke einer ungehemmten und bedingungslosen Entfaltung individueller Eigenschaften sind in jenem allzu kurzen Aufleuchten höchster Kultur vorübergehend schon Besitz der menschlichen Gesellschaft gewesen. „Die Frau von Stande mußte damals ganz wie der Mann nach einer abgeschlossenen, in jeder Hinsicht vollendeten Persönlichkeit streben. Der selbe Hergang in Geist und Herz, der den Mann vollkommen machte, sollte auch das Weib vollkommen machen ... Man braucht nur die völlig männliche Haltung der meisten Weiber in den Heldengedichten, zumal bei Bojardo und Ariosto, zu beachten, um zu wissen, daß es sich hier um ein bestimmtes Ideal handelt.“ (Burckhardt, Kultur der Renaissance).

So läßt sich in dem „Vollmenschen“, der in dem Ideenkreis der Frauenbewegung auftaucht, eine zwar abgeschwächte, aber in der Hauptsache zutreffende Fassung Dessen erkennen, was die Renaissance als Bildungskanon aufgestellt hat. Und der Umstand, daß es die Frauenbewegung nicht auf dem Wege historischer Entwickelung übernommen, sondern aus sich selbst neu geschaffen hat, kann nur dazu beitragen, seinen kulturellen Werth zu beglaubigen.

Die Kluft zwischen den Geschlechtern, aus der im Verlauf der europäischen Civilisation so verschiedenartige Gebilde aufgestiegen sind, glänzende Blüthen der Gefühlsromantik, wie der Minnedienst, und schauerlich groteske Ausgeburten feindseligen Wahnes, wie der Hexenprozeß: in dem kameradschaftlichen Verhältniß erscheint sie zum ersten Mal ganz überbrückt. Als freie Gefährten, ausgerüstet mit den gleichen Hilfsmitteln der Kultur, zu gegenseitigem Verständniß gereift und bereit, die Höhen und Tiefen des Lebens gemeinsam zu durchschreiten: so treten Mann und Weib in ein neues Zeitalter ein, das seine Signatur von ihrem Bunde erhalten soll.

Allerdings giebt es unter den modernen Frauen auch solche, die das Heil des Weibes in der Lossagung vom Mann erblicken: eine asketische, männerfeindliche Richtung voll anmaßender Ueberschätzung der Weiblichkeit, voll kurzsichtiger Verkennung Dessen, was das Weib der hohen und verfeinerten Männlichkeit verdankt. Sollte man in dieser Abkehr von allem Männlichen nicht ein Analogon zur Abkehr der frühchristlichen Männer erblicken dürfen, wiederum einen noch ungelösten Konflikt zwischen Gattung und Persönlichkeit, dessen Schauplatz diesmal die weibliche Psyche ist? Diese Frauen stehen noch auf dem Boden der Damenschaft, obwohl sie ihren geistigen Meinungen und Forderungen nach nicht mehr die Existenz der Dame führen. Sie unterziehen das Verhältniß von Mann und Weib einer Kritik, bei der sie die Auffassung des Weibes als des höheren

Wesens zur Grundlage machen, ohne zu bemerken, welchen naiven Diebstahl an der Großmuth der Männlichkeit sie dabei begehen. In ihnen verräth sich Etwas von der wahren Gesinnung der Dame gegenüber dem Mann, von den Heimlichkeiten ihres erotischen Empfindens, das die Damen der alten Schule mit dem unverbrüchlichen Schweigen der großen Lebensklugheit verhüllten. Sie betrachten sich selbst als „die Menschenblume, die Krone der Schöpfung" und den Mann nur als „das zufällige Beiwerk"; der Mann erscheint ihnen als „ein komisches, großes Kind", als ein „Thier mit primitiven Instinkten" oder gar schlechtweg als „Mannbestie". Und ihre Lehre lautet: „Halte deine Seele fest in der Hand und verpfände sie an keinen Mann" (Egerton). Wie könnte auch zwischen einem Thier mit primitiven Instinkten und einem verfeinerten höheren Wesen ein Zustand wirklicher Gemeinschaft bestehen? Für diese Frauen haben die Vorstellungen eines kameradschaftlichen Verhältnisses zum Manne keinerlei Reiz.

Aber auch für einen Theil der Männer — und wahrscheinlich für die große Mehrzahl — wird Das, was sie unter Kameradschaft verstehen, weitabliegen von den Vorstellungen, die sie sich über den Umgang mit Weibern machen. Im Grunde ist immer noch der primitive herrische Typus im Verhältniß von Mann und Weib der dominirende. Selbst in der Blüthezeit des ritterlichen Verhältnisses haben bekanntlich nur die obersten Klassen, diejenigen, die durch eine bevorzugte Lebensstellung die Träger der geistigen Verfeinerung oder wenigstens der eleganten Mode waren, daran Theil genommen; und auch innerhalb dieser Klassen erstreckte sich die Verehrung des Weibes keineswegs auf das Eheleben. Nicht die Gattin, die Lebensgefährtin, genoß die Ehren des Dienstes, nur die Geliebte, die ferne und unzugängliche Frau eines Anderen.

Was sich in diesen drei Typen, dem herrischen, dem ritterlichen und dem kameradschaftlichen, vor Allem ausdrückt, ist die psychosexuelle Individualität, die besondere, angeborene Disposition im Verhalten des einzelnen Mannes gegenüber dem Weibe. Wenn auch in verschiedenen Epochen der menschlichen Kultur der eine oder der andere Typus mehr hervortritt und den allgemeinen Zuständen nach dieser Richtung seinen Charakter verleiht, bestehen sie doch gleichzeitig neben einander fort. Die vornehmen griechischen Hetären, die „Gesellschafterinnen" des Mannes, haben als die Ersten dem erotischen Verkehr ein Gebiet geistiger Gemeinsamkeit erobert, indem sie an der Bildung und den Interessen der Männer theilnahmen. In diesen illegitimen Beziehungen milderte und verfeinerte sich zuerst der männliche Herreninstinkt, bis er in der Sphäre der schönen Geselligkeit die Herrschaft des Weibes unter der Form der Dame legalisirte.

Und nun hat es den Anschein, als ob die Tage dieser Herrschaft gezählt seien. Der Begriff der Dame beginnt, hinfällig zu werden. Etwas Antiquirtes, eine Art Donquixoterie fängt an, sich an ihn zu heften. Noch ganz unbestimmt und unmerklich, nur erst wahrnehmbar in gewissen Beleuchtungen und Reflexen.

Die wirthschaftlichen und sozialen Umwälzungen, die die Funktion des „hauswaltenden" Weibes täglich mehr zu einem Anachronismus machen, gehen auch an der Existenz der Dame nicht spurlos vorüber. So weit eine Frau ihren Unterhalt selbst verdienen, also mit dem Manne in Konkurrenz treten muß, hört sie auf, unter den Bedingungen zu leben, die ihr nur innerhalb des Gesellschaftlebens garantirt sind. Auf dem Gebiete des Erwerbslebens endet die Galanterie

als Umgangsform. Ein härteres Gesetz, eine strengere Verantwortlichkeit regiren hier und fordern unerbittlich andere Vorzüge, als sie aus der Bestimmung zur Dame hervorgehen können.

Aber auch in jene Kreise, die scheinbar ganz unberührt von modernen Ideen sind, dringen die Einflüsse einer in voller Wandlung begriffenen Kultur, — in jene Kreise, in denen die Dame noch unbestritten regirt und zu deren konservativen Stützen sie gehört. Nicht als neue Erkenntnisse freilich, nicht als bewußte Forderungen einer freien, individuellen Lebensführung treten sie auf, sondern ganz unverfänglich, unter verschiedenen Masken: als neue Vergnügungen und Spielereien für das aus Vergnügungen und Spielereien zusammengesetzte Daseinsprogramm der Dame. Zu diesen verlarvten, revolutionären Elementen gehört vor Allem jeder Sport, der anstrengende Leibesübungen in sich begreift, rasche und heftige, nicht auf Grazie, sondern auf Treffsicherheit gestellte Bewegungen oder selbst nur seelische Abhärtung, die sich der Gefahr kleinerer Entstellungen und Verletzungen unbedenklich aussetzt. Dergleichen verstößt gegen den orthodoxen Begriff der Dame, der ein des Schutzes bedürftiges, in seiner Zartheit und Schwäche verehrungwürdiges Wesen zur Voraussetzung hat. Was die Dame zum „höheren Wesen" stempelt, ist ihr Gegensatz zum Thun und Treiben der Männlichkeit; deshalb ist alles Kameradschaftliche im Verkehr der Geschlechter an sich schon unvereinbar mit dem Wesen der Damenschaft. Aber gerade auf dem Gebiet des Sportes ist das Kameradschaftliche im Verkehr der Geschlechter nicht auszuschließen. Dort hat es auch seine ausgedehntesten und überraschendsten Siege gewonnen. Man kann, das berühmte Wort Buckles über die ethische Mission der Lokomotive variirend, wohl behaupten: Das Bycicle hat zur Emanzipation der Frauen aus den höheren Gesellschaftschichten mehr beigetragen als alle Bestrebungen der Frauenbewegung zusammengenommen.

Ja, der Begriff der Dame beginnt, hinfällig zu werden. Und die Folgen dieses Auflösungprozesses einer historischen Form müssen sich natürlich bald zeigen. Es dürfte der Dame kaum gelingen, sich über die unbequemen Bedingungen ihrer Vorrechte hinwegzusetzen und doch zugleich im ungeschmälerten Genuß der Vorrechte selber zu bleiben.

Und Etwas wie eine Gefahr, die drohende Möglichkeit empfindlicher Verluste für das weibliche Geschlecht, scheint am Horizont aufzutauchen. Es wäre immerhin denkbar, daß alle die Güter, die sich das moderne Weib von der Freiheit der Selbstbestimmung verspricht, die Vortheile nicht aufwiegen, die das weibliche Geschlecht unter der Lebensform der Dame besessen hat. Es wäre immerhin möglich, daß die Nöthigung zur Konkurrenz bei dem männlichen Theil die Veredelung des Instinktes, die sich als Ritterlichkeit manifestirt, und bei dem weiblichen Theil die Zucht zur Schönheit, zur Harmonie, zur körperlichen und seelischen Hoheit, aus der die Dame hervorgegangen ist, wieder zerstörte.

Hier liegt ein Kulturproblem: die Frauen müssen die alte Form überwinden, ohne deren kulturelle Errungenschaften preiszugeben, einen neuen Stil der Weiblichkeit bilden, eine Form des Seins, die sich in organischem Wachsthum aus der bestehenden entwickelt, um Raum zu gewähren für Das, was die Dame nicht war und nicht sein konnte: die freie Persönlichkeit.

Wien. Rosa Mayreder.

Herausgeber: M. Harden. — Verantwortlicher Redakteur i. Vertr.: Max Martersteig in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.